

Nach Hause kommen: Fußball im Stadion



Nach Hause kommen: Fußball im Stadion

Der Ort, an dem der Fußball wirklich stattfindet, ist das Stadion. Aller Werbsprüche zum Trotz: Ins Fernsehen kommt der Fußball nur zu Besuch, zu Hause ist er im Stadion. Aber nicht nur der Fußball, auch die Fans sind im Stadion zu Hause, es ist Mittelpunkt des Erlebnisses Fußball, der Rituale, die sich darum ranken, Schauplatz von glücklichen und traurigen Stunden. Aber man ist eben nicht allein in diesem Zuhause, sondern teilt es mit vielen Tausend Menschen, deren Gesellschaft man sich – anders als bei der privaten Fernsehrunde – nicht ausgesucht hat. Im Fußball hat sich im Laufe der Jahre ein Universum mit sehr speziellen Regeln und Strukturen herausgebildet, die außerhalb der Stadione nur bedingt eine Entsprechung haben. Was im Fußball – und zwar auf den Rängen ebenso wie auf dem Platz – geschieht, ist nicht unabhängig von sozialen, politischen und kulturellen Entwicklungen, aber das Stadion ist entgegen einer oft bemühten Formulierung keineswegs ein Spiegel der Gesellschaft.

Wenn man kein regelmäßiger Stadionbesucher ist, wird die Schwelle, Fußball live zu gucken, sicher höher sein als die, einfach die *Sportschau* einzuschalten. Und zwar nicht nur für Frauen, sondern auch für Männer. Neben den Faktoren Zeit, Geld und Bequemlichkeit spielt hier vermutlich auch eine Skepsis gegenüber Massenveranstaltungen im Allgemeinen und dem vermeintlich bedrohlichen Umfeld des Fußballs im Speziellen eine Rolle. In den 80er- und frühen 90er-Jahren wurde über Fußball und insbesondere über die Atmosphäre in den Stadien vor allem in Verbindung mit Ausschreitungen, gewalttätigen und auch rassistischen Vorfällen gesprochen. Mittlerweile zeigt der Fußball nach außen ein anderes Gesicht – das, was im Fernsehen aus der 1. und 2. Bundesliga gezeigt wird, sind zumeist volle Stadien, große Emotionen und Zuschauer, die Stimmung machen. Die Fans selbst sehen ihre eigene Rolle differenzierter, sie sind mehr als Zuschauer, mehr als Kunden, sie sind Teil des Ereignisses und bestimmen es mit.

Spieltag

Spiele dauern vielleicht 90 Minuten, aber zum Spieltag gehört definitiv mehr als nur die Zeit im Stadion. Für die Dauerkarteneinhaberinnen Eva und Ulla etwa verläuft so ein Stadionbesuch nach einer bestimmten Dramaturgie. Bei der Anfahrt zur AOL-Arena in Hamburg-Stellingen, dem Weg zu ihren Sitzplätzen, Begrüßung und Einstimmung ist das Motto der beiden ganz klar: Bloß keine Hektik. Schließlich gibt es nachher noch Aufregung genug.

Ulla: Eva holt mich dann 2 Stunden vorher mit dem Auto ab. Wir brauchen ungefähr eine Viertelstunde von hier zum Stadion.

Eva: Wir haben eine gute Ecke, wo wir immer parken, ganz ohne Hetze. Ich mag auch diese Massen nicht, die dann später kommen. So haben wir dann die Zeit und Muße.

Ulla: Man kennt ja auch die Leute, es kommen alle vorbei und sagen Guten Tag und erzählen, was so los war. Alle mit einer Jahreskarte kennen sich ja. Dann kommen die Spieler und machen sich warm, und die begrüßt man dann auch schon mal. Also, ich stehe immer vorne, bis „Hamburg, meine Perle“ gespielt wird. Es sind ja nur drei Stufen zu meinem Platz, das ginge natürlich nicht, wenn ich bis ganz nach oben zurück rennen müsste.

Für Janina sind die Vorbereitung und der Weg zum Stadion feste Etappen auf dem Weg zum Anpfiff, die genau deswegen ihren eigenen Reiz haben und von der gespannten Erwartung auf das, was kommt, geprägt sind:

Da gibt es dann ja schon diese Vorfreude. Samstag trifft man sich viertel nach zwei, dann muss ich mich anziehen. Dann kommt langsam die Aufregung. Manchmal ist das schwer, weil ich freitags nachts arbeite, aber ich stehe dann natürlich auf für den HSV. Und dann sitzt man in der S-Bahn, dann laufen wir zum Stadion, und dann stehen wir da – und dann kommt die Mannschaftsaufstellung. Ich finde das toll!

Auch die Mädels von den „Always Ultras“ aus Köln wissen, wie wichtig die richtige Einstimmung ist, und lassen es gerne langsam angehen. In ihrer aktivsten Fanzeit, so Dagmar, fing der Spieltag dann sogar schon 24 Stunden vorher an:

Ein Ritual war lange Zeit hindurch das Abschlusstraining am Freitag, das war ein Muss. Und dann im Geißbockheim noch einen Milchkaffee, das war die perfekte Einleitung fürs Wochenende. Da ist man auch bis zum Ende geblieben, bis der Mannschaftsbus dann definitiv weg war.

Alle meine Gesprächspartnerinnen, die regelmäßig ins Stadion gehen, betonen, dass es sich dabei auch um ein soziales Ereignis handelt. Wie wichtig es ist, Höhen und Tiefen des Spiels gemeinsam zu erleben, beschreibt Eva:

In der Nordkurve sind die stehenden Fans, und wir sind die sitzenden Fans. Deswegen wollten wir da auch unsere Plätze haben, da ist dieses Gefühl der Zusammengehörigkeit – Leiden, Spaß haben, da wird man in den Arm genommen, wenn das Tor fällt. Da ist man zusammen.

Diese Schilderung zeigt noch etwas anderes: dass es nämlich nicht egal ist, wo im Stadion man sich aufhält. Denn Dauerkarteninhaberinnen haben nicht nur feste Bezugsgruppen sondern auch feste Plätze, meist sogar diejenigen, die keine Sitz- sondern Stehplatzkarten haben. Auf diese Weise werden auch unmarkierte Stehplatzränge in vertrautes Gelände verwandelt, an dem man sich regelmäßig wieder einfindet.

Vertrautheit ist ein Moment, das in den meisten Schilderungen eine große Rolle spielt. Es ist wichtig, sich im Stadion wohl zu fühlen, sicher und dazugehörig. So erlebt es Rita im Millern-torstadion: „Das ist ein sehr schönes familiäres Gefühl, ich fühle mich da aufgehoben, gar nicht ausgegrenzt oder irgendwie wunderlich.“ Das Verblüffende jedoch ist, dass diese Empfindungen nicht nur für kleine Lokalvereine oder Klubs wie St. Pauli mit der bekannten kuscheligen Atmosphäre gelten. Die Fußballfamilie nämlich kann durchaus auch in Stadien entstehen, die weit mehr als ein paar Tausend Zuschauer fassen. Innerhalb dieses Zuhauses bewegen sich die weiblichen Fans in der Regel mit einem Gefühl der Sicherheit, man kennt sich, und man kennt sich aus. Das sagen Eva und Ulla zur Verbundenheit unter den HSV-Fans:

Eva: Das ist dieses Familiäre und das gemeinsame Interesse, die Verbundenheit zum HSV und zu den Spielern. Wenn jemand dann nicht mehr kommt, wird auch nachgefragt, was ist und wie es geht. So ist das.

Watching the Boys Play

Ulla: Fußball verbindet. Auch wenn wir auswärts unterwegs sind, freuen sich alle, uns zu sehen. Das ist eine große Familie.

Nadja beschreibt ihren Blick auf das alte HSV-Stadion – die riesige Betonschüssel des Volksparkstadions – mit folgenden wehmütigen Worten:

Das alte Stadion, das hatte auch immer was von 'Ich geh jetzt in die größere Wohnstube', das war auch ein Stück Zuhause dieses Stadion, wie ein Jugendklub, nur dass man auch nach 18 noch jederzeit hingehen kann.

Bevor wir nun den gemütlichen Teil des Spieltages hinter uns lassen, ist natürlich noch eine zentrale Frage zu beantworten: Was anziehen? In dieser Hinsicht herrscht relative Uneinigkeit zwischen meinen Gesprächspartnerinnen. Für Laura beispielsweise spielen bei der Frage der Kleidung eher praktische Aspekte eine Rolle; Vereinsfarben oder Trikot stehen bei ihr nicht zur Debatte:

Nee, ich trage keine Fanklamotten. Ich würde natürlich nicht im Kostümchen ins Stadion gehen, man zieht sich schon etwas „leger“ an, schließlich wird man ja auch mal mit Bier übergossen.

Auch Kathrin ist eher verhalten, was die Ausstaffierung mit Vereinstrikot, -schal oder Ähnlichem angeht:

Meist bin ich nicht in Fankleidung. Damals in der Aufstiegssaison habe ich mir so einen Balkenschal gekauft, in der großen Begeisterung. Den habe auch eine Zeit lang getragen, aber ich ziehe den nicht mehr an, weil er zu kurz ist und nicht warm hält, wenn es richtig kalt ist. Ich habe mir allerdings ein T-Shirt gekauft, da steht nur „Sankt Pauli“ drauf, das hat aber gar nichts mit Fankult zu tun, das fand ich einfach nur schick.

Während bei diesen beiden also eine eher distanzierte Haltung zu vermerken ist, bringt Rita andere Aspekte ins Spiel. Sie erzählt, dass sie sich selbst kaum einen Fanartikel gekauft, sondern fast alle geschenkt bekommen hat. Aber dass man in und manchmal auch außerhalb des Stadions Farbe bekennt, gehört für sie dazu:

Ich habe mir, glaube ich, nichts gekauft ... doch ein Kopftuch. Alles andere habe ich geschenkt bekommen. Ich habe ein Top, ein T-Shirt, einen Sweater, einen Schal, ich habe inzwischen so ziemlich alles. Das trage ich auch im Stadion, und auch außerhalb, wenn irgendwas ansteht. Also in der Woche vor Spielen gegen den HSV z. B. da zeigt man Flagge.

„Flagge zeigen“ im wahrsten Sinne des Wortes gehörte in ihrer Kindheit und Jugend auch bei Paula dazu. Ihre Erinnerung an den rituellen Vorlauf des Stadionbesuchs enthält als wichtiges Element auch die Ausstaffierung mit den unentbehrlichen Fanutensilien:

Ich bin ja zusammen mit meinem Freund Hansi hin, der war bei mir in der Klasse und kam dann immer vorher zu uns zum Mittagessen, da hat meine Mutter

Spaghetti Bolognese gemacht, wir haben dann erst mal ordentlich gespachtelt, und dann sind wir losmarschiert. Meine Mutter hat mir dann auch einen Hertha-Schal gestrickt, den konnte ich mir sechs Mal um den Hals wickeln. Und eine Pudelmütze hatte ich, eine große Hertha-Fahne und ein Trikot. Ich hatte natürlich auch lauter Autogramme auf diesem Trikot, da war ich wahnsinnig stolz. Meine Mutter hat das irgendwann mal völlig verwaschen und dann weggeschmissen, das habe ich ihr nie verziehen. Ich glaube, ich habe einen Monat lang nicht mit ihr gesprochen. Mein Fahnenstiel – das war ein alter Besen – war größer als ich, und immer wenn ich drohte, wieder zu schnell zu werden, dann zog Hansi mich am Schal, der war ja so lang.

Auch für die „Always Ultras“ aus Köln ist klar, dass es zum Fan-Sein dazugehört zu zeigen, auf welcher Seite man steht (oder sitzt). Carina gibt allerdings zu, dass sich ihre Kleidung im Laufe der Jahre doch etwas gemäßigt hat. Aber ganz ohne geht nun mal nicht:

Wir haben unsere Trikots, unseren Schal. Ohne Trikot gehe ich nicht zum Spiel, das finde ich doof. Wie gesagt, früher mit 15, 16 Jahren, da hatte ich auch noch 'ne Kutte und eine bemalte Hose.

Damit sind wir jetzt bei den aufreibenderen Emotionen und Aktionen angelangt, die sich mit einem Nachmittag im Stadion verbinden. Der absolute Kontrapunkt zu den Routinen und der familiären Atmosphäre liegt nämlich in dem, was man während des Spiels fühlt, fühlen muss. Dass es kein reines Vergnügen ist, Fußballfan zu sein, ist spätestens seit Nick Hornby ja allgemein bekannt, und den Frauen, mit denen ich gesprochen habe, geht es nicht viel anders. Und so kann man leicht den Eindruck bekommen, der von Vertrautheit und Gewohnheiten geprägte Weg zum Stadion und an den Platz diene nicht zuletzt dazu, die Emotionen im Zaum zu halten, solange es geht. Hier ist Ulla mit ihrer eigenen Fußballanamnese: „Ich bin so aufgeregt, ich habe ganz zittrige Knie, schon zwei Stunden vorher. Und mir ist sehr kalt ... also, es ist einfach furchtbar.“ Zu den Gefühlen trägt natürlich die Atmosphäre des Stadions bei, die nicht nur akustisch als eine Art Verstärker funktioniert. Kathrin allerdings meint, dass das alles nichts nützt, wenn man sich nicht auch für das Fußballspiel selbst erwärmen kann:

Diese Geräuschkulisse, das ist wie in einem großen Theater, ich kriege dabei Herzklopfen. Es begeistert natürlich niemanden, der mit Fußball nichts anfangen kann. Das ist schon Voraussetzung. Wenn man im Fernsehen öfter Fußball guckt und auch ein Spiel verfolgen kann und merkt, wenn es offensiv oder defensiv wird, und dann gehst du zum ersten Mal ins Stadion ... das ist was komplett anderes. Obwohl ich normalerweise kein Fan von Menschenmassen bin, aber diese Kulisse, das ist einfach sehr schön.

Die Worte Kulisse und Theater können einen etwas falschen Eindruck vermitteln, denn tatsächlich ist das Publikum ja ein Hauptbestandteil dieser Inszenierung (wenn wir mal für einen kurzen und glücklichen Augenblick von den Werbe- und Musikbeschallungen der Stadionlautsprecher absehen). Der Grad der jeweiligen individuellen Beteiligung an Fangesängen, Anfeuerungsrufen und anderen akustischen und optischen Unterstützungen variiert natürlich. Von den Frauen, die ich interviewt habe, gehört keine zu einer der Ultra-Gruppierungen, jenen Fans, die in deutschen Stadien seit einigen Jahren durch aufwändige Choreographien mit Konfetti,

Watching the Boys Play

Pappen, Transparenten usw. oder Gesänge samt Vorsänger mit Megaphon für Aufmerksamkeit sorgen. Die Frauen von den „Always Ultras“ beteiligen sich, so erzählen sie, manchmal an solchen Aktionen und bringen auch mal ein eigenes Plakat mit. Mitsingen ist für sie Ehrensache, und so zählt Carina mir bei unserem Gespräch auch diverse Kölsche Lieder auf. Die Fangesänge spielen aber auch für die anderen weiblichen Fans eine wichtige Rolle. Laura etwa beschreibt ihr Verhalten im Stadion so:

Ich bin total enthusiastisch. Als ich in der Singing Area stand, habe ich immer ganz viel mitgesungen. Und jetzt in der Meckerecke, da klatsche und schreie ich auch. Also, ich gehe schon voll mit.

Kerstin beschreibt ihr Verhalten im Stadion als kleines Kaleidoskop von Empfindungen und Reaktionen, deren gemeinsamer Nenner nicht unbedingt Vernunft ist, denn damit hat das Fanleben nicht so viel zu tun:

Das ist so ein wenig stimmungsabhängig, wie ich mich verhalte. Ich sage natürlich was, schreie auch, aber ein bisschen niveaulos. Das ist keine verfeinerte Analyse, sondern eher schlichter. Und sehr emotional, da bin ich auch unfair. Bei 'ner gelben Karte gegen die eigene Mannschaft, da muss ich mich sehr konzentrieren, um zu sagen 'Okay, das war richtig.' Wenn's ganz schlimm wird, werde ich leise, da muss man sich ja in sich selbst so konzentrieren. Das kennst du sicher auch, dass man denkt 'Wenn ich jetzt das mache, dann passiert das und das.' Dieser ewige Glaube, alles könnte doch noch gut werden.

Das Verhältnis zwischen dem Fußball selbst und den demonstrativ ausgelebten Emotionen, die sich im lauten Jubeln, Schreien, Schimpfen und unter Umständen auch handgreiflichen Aktionen äußern können, ist komplex. Gerade das Stadion mit seiner intensiven Atmosphäre bietet die Möglichkeit, die üblichen gesellschaftlichen Schranken des guten Benehmens hinter sich zu lassen. Aber mit dem Aus-sich-Herausgehen ist das so eine Sache. Kathrin zum Beispiel beschreibt ihr Verhalten im Stadion eher als ein In-sich-Hineingehen:

Ich bin beim Zuschauen ganz still. Eine Freundin, die einmal mit war, meinte, ich würde aussehen, als würde ich innerlich an den Fingernägeln kauen. Ich schreie wenig, natürlich manchmal, aber in entscheidenden Phasen bin ich ganz still und ganz angespannt.

Steffie Wetzel, aus deren Diplomarbeit über Anhängerinnen von Kickers Offenbach ich schon häufiger zitiert habe, hat sich nicht nur als Wissenschaftlerin mit dem Phänomen Fankultur beschäftigt, sondern sie lebt es auch. Als Redaktionsmitglied des Offenbacher Fanmagazins ERWIN schreibt sie unter dem Titel „Laß es raus“ über ihr eigenes Verhalten im Stadion:

Noch immer schreie ich erst, wenn alles um mich herum schon tobt. Dann, ganz selten, vergesse ich alles, gehe völlig auf in dem Gefühl. Zu selten, um das auszudrücken, was mir all das bedeutet.

Etwas anders gelagert ist der Fall bei Inga, die von sich selbst sagt, sie sei nicht Fan eines Vereins, sondern „Freundin des schönen Spiels“. Ingas Stadionbesuche sind dementsprechend nicht regelmäßig und finden meist auch nicht an ihrem Wohnort Berlin statt:

Hier gehe ich relativ selten ins Stadion, weil ich Hertha grauenhaft finde. Ich war ein paar Mal bei Tennis Borussia, als die in der 2. Liga waren. Aber wenn wir im Ruhrgebiet sind, wo mein Freund herkommt, gehen wir fast immer irgendwohin, je nachdem, worauf wir Lust haben und nach Spielplan.

Was Inga am Fußball im Stadion schätzt, ist der im Vergleich zum Fernsehen ganz andere Blick auf das Spiel selbst:

Das Spiel in der Totale zu sehen und dadurch natürlich noch viel genauer gucken zu können – wie stehen die, wie bewegen sich die einzelnen Spieler und so. Dadurch dass ich selber gespielt habe, habe ich natürlich auch ein bisschen Ahnung, wie man möglichst spielen sollte, und das finde ich an so einem Stadionerlebnis sehr interessant im Unterschied zum Fernsehen.

Anders als die anderen Frauen, die bisher in diesem Kapitel zu Wort kamen, kann Inga der Atmosphäre im Stadion jedoch relativ wenig abgewinnen. Was auch bei einigen anderen als latentes Unbehagen gegenüber großen Menschenansammlungen vorhanden ist, sich dann jedoch in der Vertrautheit des eigenen Platzes im Stadion auflöst, benennt Inga deutlich:

Was ich eher gar nicht mag, muss ich dazusagen, sind viele Fanallüren. Ich reagiere absolut empfindlich auf rassistische Sprüche. Oder dieses Niedermachen von gegnerischen Spielern oder dem Schiedsrichter. Wenn ich merke, da fängt so eine Stadionseele an zu brodeln und wird richtig aggressiv ... Wenn ich das Gefühl habe, die Leute um mich herum lassen jetzt mal richtig los, was sie sonst schön deckeln, da fühle ich mich ganz schnell unwohl. Da kann mein Freund total locker mit umgehen, er sagt dann ‘Du bist hier beim Fußball, das gehört dazu, das ist normal.’

Genau das würden ihr vermutlich Ulla oder Carina auch entgegen – die rassistischen Sprüche gehören sicher nicht notwendigerweise zum Fußball, eine bedingungslose Unterstützung der eigenen Mannschaft, die sich auch deutlich bemerkbar macht, aber auf jeden Fall. Das ist für Inga anders, und den Grund dafür beschreibt sie so:

Ich bin schon emotional, ich kann mich freuen und ärgern, ich gehe da schon mit. Aber ich habe überhaupt keine Aggressivität, und das liegt vielleicht auch daran, dass ich nicht Fan einer Mannschaft bin. Ich kann mir das angucken, und mir ist egal, wer da nun die Ecke schießt. Hauptsache, er schießt sie gut, und es kommt vielleicht ein schönes Tor dabei raus. Ich kriege schon zu viel, wenn – was ja nun absolut üblich ist – die gegnerische Mannschaft einen Eckstoß schießt und der Spieler wird ausgepfiffen.

Das bringt uns zu einer weiteren Erkenntnis über die Emotionen und Reaktionen derjenigen, die als Fans ihres Teams ins Stadion kommen: Sie bringen meist schon ein ganzes Paket von Gefühlen mit, das dann im Laufe des Spiels „ausgepackt“ wird. Ganz anders gestaltet sich das

Watching the Boys Play

Stadionerlebnis ohne Gepäck, bei einem Verein etwa, dessen Schicksal einem nicht nahe geht. Im Fall des gleich zweifach abgestiegenen Lokalrivalen FC St. Pauli kann HSV-Fan Janina sich nicht mal zu Missgunst, sondern lediglich zu kleinen Seitenhieben aufraffen:

Ich gehe auch zu St.-Pauli-Spielen, aber da fiebere ich nicht so mit. Wenn die ein gutes Spiel zeigen, okay ... na ja, wenn ich da war, waren nicht so viele gute Spiele. Und wenn sie nicht in der 1. Liga spielen, können sie auch gewinnen, das ist mir schnuppe. Aber das ist für mich totale Entspannung, da kann ich stehen, mich unterhalten, mein Bier trinken, da bin ich einfach entspannt.

Aber machen wir uns nichts vor – selbst für enthusiastische Fans gibt es auch bei der eigenen Mannschaft nicht immer etwas, worüber man sich aufregen kann. Denn die Fieberkurven der Emotionen im Stadion hängen ja nicht nur von dem ab, was von den Fans an Leidenschaften mitgebracht wird, sondern auch von dem, was auf dem Platz geschieht. Und das ist bekanntlich unberechenbar. Kathrin ist als Fan des FC St. Pauli viel Kummer gewohnt und beschreibt das Spektrum von todlangweiligen Spielen bis hin zum Glück, den Weltpokalsieger FC Bayern München zu bezwingen:

Manchmal, wenn es noch so kalt ist und sie dann schlecht spielen, schlägt der Frust auch richtig in Langeweile um, da hofft man dann nicht mal mehr auf einen Glückstreffer, da ist kein Adrenalin. Aber beim letzten Spiel, als es in der letzten Minute noch ein Tor gab, da dachte ich, ich krieg einen Herzinfarkt. Das ist ja auch so ein Klassiker, dass es am letzten Spieltag um den Auf- oder um den Abstieg geht, und es entscheidet sich in der 88. Minute. Eigentlich stehe ich da schon drauf. Das ist natürlich fürchterlich, fürchterlich grausam. Aber wenn dann ein Tor fällt also, beim Bayern-Spiel habe ich geheult, das war großartig. Da gibt es dann so eine Euphorie, das sind schon absolute Glücksgefühle. Du gehst so mit, und dann ist es oft total überraschend, weil du nicht damit rechnest oder nicht mehr damit rechnest.

Sie merken es vielleicht, so könnte jetzt noch endlos weitererzählt werden – von verlorenen und gewonnenen Spielen, von Steh- und Sitzplätzen, Stadien bei Regen oder Sonnenschein, vom Schimpfen über Spieler, die Bälle vertändeln, und Jubeln über Stürmer, denen man schon beim Auflaufen ansieht, dass sie heute treffen. Und in diesen Erzählungen stecken sehr viele Antworten auf die Frage, warum Frauen zum Fußball gehen: Nämlich zu einem großen Teil aus genau den gleichen Gründen wie Männer.

„Tatort Stadion“: Sexismus im Fußball

Diese Kapitelüberschrift ist geliehen – „Tatort Stadion“ ist der Titel einer Wanderausstellung und des dazugehörigen Buches, die vom „Bündnis aktiver Fußballfans“ (BAFF) konzipiert wurden. BAFF entstand 1993 (zunächst unter dem Namen „Bündnis antifaschistischer Fußballfans“) unter dem Eindruck der zunehmenden rassistischen und antisemitischen Ausschreitungen in deutschen Fußballstadien als Interessenvertretung, in der sich Fans und Gruppierungen zusammenschlossen, um gegen diese Entwicklung zu mobilisieren. Mit der 1995 erfolgten Umbenennung von „antifaschistisch“ in „aktiv“ sollten ein breiteres Themenspektrum und eine größere Offenheit signalisiert werden, so beschäftigt man sich bei BAFF auch mit den Konflikten zwischen Faninteressen und dem, was schlagwortartig unter „Kommerzialisierung des Fußballs“ zu-

sammengefasst wird: Sitz- statt Stehplätze, teurere Tickets, fernsehfreundliche Anstoßzeiten usw. Dazu hat BAFF im Jahr 2004 unter dem Titel *Ballbesitz ist Diebstahl. Fußballfans zwischen Kultur und Kommerz* ein weiteres Buch herausgegeben. Zur inhaltlichen Ausweitung der Themen gehört auch die Beschäftigung mit frauen- und homosexuellenfeindlichen Taten und Äußerungen im Fußballumfeld, die auch in Buch und Ausstellung verarbeitet werden. Eine Ausrichtung über die deutschen Grenzen hinweg ergibt sich außerdem durch die Kooperation mit dem FARE-Netzwerk („Football against Racism in Europe“). Näheres zu den Organisationen FARE und BAFF sowie zur erwähnten Ausstellung *Tatort Stadion* findet sich auch im Internet unter www.farenet.org, www.aktive-fans.de und www.tatort-stadion.de.

In dem von Gerd Dembowski und Jürgen Scheidle herausgegebenen Buch *Tatort Stadion. Rassismus, Antisemitismus und Sexismus im Fußball* wird das Thema Sexismus in einem Artikel behandelt; die Verfasserinnen sind die Offenbacherinnen Antje Hagel und Steffie Wetzel.

Unterdrückung oder Benachteiligung von Frauen aufgrund ihres Geschlechts, so die beiden Autorinnen, ist im Fußball in unterschiedlichen Formen zu beobachten. Neben relativ offensichtlichen Übergriffen wie anzüglichen Sprüchen oder Begrabschen bis hin zu sexueller Gewalt sind das auch Kommentare, mit denen Frauen fachliche Kompetenz, echtes Interesse oder die richtige Leidenschaft für den Fußball abgesprochen wird und ihre Anwesenheit im Stadion infrage gestellt wird. Wie alle Formen von Diskriminierung ist aber auch Sexismus



nicht auf die Präsenz seiner „Opfer“ angewiesen. So sind manche Stadiongesänge sexistisch, auch wenn sie an die gegnerische Mannschaft bzw. die gegnerischen Fans gerichtet werden; andere Männer beleidigen zu wollen, indem man sie mit „weiblichen“ Attributen bezeichnet, ist sexistisch, auch wenn keine Frau daneben steht.

Nach diesem kleinen Vorlauf möchte ich nun zu meinen Interviews zurückkehren. Das Bemerkenswerte in fast allen Gesprächen war, dass meine direkte Frage nach Erfahrungen mit sexistischer Diskriminierung meist mit Nein beantwortet wurde. Na bitte, dann ist doch alles in Ordnung, mögen Sie jetzt vielleicht denken, aber so ist es nicht. Tatsächlich stellt sich dieses Nein als weitaus weniger eindeutig heraus, als es zunächst klingt. Es bedeutet aber immerhin, dass keine der Frauen, mit denen ich gesprochen habe, von persönlich erlebten direkten, d. h. körperlichen, sexuellen Übergriffen berichtet. Wenn es nicht um körperliche, sondern verbale Angriffe geht, gibt es ein Muster, das in mehreren Interviews deutlich wird. Vorfälle, die die jeweiligen Frauen auch als eindeutig negativ erleben bzw. als diskriminierend bezeichnen, werden erwähnt; sie entstammen jedoch nicht dem eigenen Fußballalltag, sondern es sind Erzählungen von Ereignissen, die entweder nicht der Erzählerin selbst passiert sind oder nicht im heimischen Stadion. So berichtet Gesine Folgendes:

Watching the Boys Play

Eine Freundin von mir ist im Zug gefahren, in dem auch Rostocker Fans waren, und sie ist ziemlich blöd angemacht worden, also mit Sprüchen wie 'Zieh dich aus' und so. Die haben da auch randaliert, da wird man dann ja auch schnell mit reingezogen, obwohl man dann als braves Mädchen daneben sitzt und gar nichts gemacht hat.

Für Rita wiederum verknüpft sich die persönliche Erfahrung, als Frau im Stadion am falschen Platz zu sein, vor allem mit ihrem einzigen Besuch im Fanblock des ungeliebten Stadtrivalen HSV:

Ich war einmal beim HSV im Volkspark, das war furchtbar, da wird man angepöbelt und behandelt, als wäre man Freiwild. Das habe ich zwar auch schon vom Millern-torstadion gehört, es ist mir aber nie passiert. Im Volksparkstadion wurde auch darüber gelacht, dass ich als Frau da hingeh, oder ich habe Bierholaufträge von völlig Fremden gekriegt. Ich war da mit einem Freund, der HSV-Fan ist, und wir standen im HSV-Block. Dessen Schwester ist auch immer im Stadion, da habe ich mich gefragt, wie die das aushält.

Die Implikation von Ritas Erzählung ist überaus deutlich: Ich würde das nicht aushalten, und bei uns ist mir das auch noch nie passiert! Auf den ersten Blick spricht das vielleicht einfach nur für St. Pauli und gegen den HSV. Der interessante Punkt ist jedoch, dass diejenigen meiner Gesprächspartnerinnen, die seit Jahren alle 14 Tage zum HSV gehen, nichts davon berichten, dass sie regelmäßig angepöbelt oder „scherzhaft“ zum Bierholen geschickt werden. Wie kann das sein? Zweifellos gibt es Unterschiede im Ausmaß sexistischer (ebenso wie rassistischer, homosexuellenfeindlicher oder antisemitischer) Diskriminierungen je nach Verein, Stadt, Stadion und Ligazugehörigkeit, aber mir scheint hier noch ein anderer Aspekt eine Rolle zu spielen. Mein Eindruck ist, dass es unter vielen Frauen, die zum Fußball gehen, eine Tendenz zur Verharmlosung oder Ausblendung sexistischer Diskriminierungen gibt. Denn tatsächlich haben meine Interviewpartnerinnen mir, wenn ich die direkte Frage danach stelle, meist schon diverse Beispiele dafür aufgezählt, dass sie im Fußballumfeld aufgrund ihres Geschlechts benachteiligt, herablassend behandelt oder verspottet werden. Diese Vorfälle (von denen viele ja schon in den beiden vorherigen Kapiteln auftauchten) werden natürlich als lästig, unangenehm oder dumm empfunden, aber nicht der Kategorie Sexismus zugeordnet.

Die höhere Toleranzschwelle, die im Fußball allgemein herrscht, was Lautstärke, Körperkontakt oder Alkoholkonsum angeht, erstreckt sich auch auf den Bereich frauenfeindlicher Strukturen oder Äußerungen. Wenn meinen Interviewpartnerinnen beispielsweise im Job oder bei einem Hobby, das ihnen etwa so am Herzen liegt wie Fußball, in ähnlicher Weise die Kompetenz abgesprochen würde wie bei der Abseitsregel, wäre ihre Empörung, da bin ich sicher, weitaus größer. Mir selbst geht es dabei nicht viel anders. Der Gedanke „Das ist beim Fußball eben so“ ist auch mir schon häufiger durch den Kopf gegangen, um Verhaltensweisen und Äußerungen zu entschuldigen, die mich an anderen Orten sehr viel mehr aufbringen würden. Und genau dieser Gedanke ist es auch, der hinter Äußerungen steht wie „Klar, gibt es dann schon so Sprüche, aber ...“, „Natürlich wird man dann auch mal blöd angemacht, aber ...“ Das Phänomen, dass sexistische Diskriminierung als zwar ärgerlich, aber relativ selbstverständlich angesehen, zum Teil auch ausgeblendet oder entschuldigt wird, ist facettenreich und hängt eng mit den Rollenmustern zusammen, die ich im vorigen Kapitel beschrieben habe. Mit der Akzeptanz bzw. dem Herunterspielen frauenfeindlicher Strukturen treten weibliche Fans bewusst oder unbe-

wusst einen weiteren Beweis dafür an, dass sie auch als Frauen Teil der Männerwelt Fußball sind und deren Regeln akzeptieren.

Kommen wir auf Ritas Erlebnis im Volksparkstadion zurück: Solche Erlebnisse sind natürlich auch deswegen wahrscheinlicher, weil sie sich hier außerhalb ihrer gewohnten Bezugsgruppe, außerhalb ihres heimischen Stadions bewegt hat. Wie wichtig den Frauen gerade im Stadion das vertraute Umfeld ist, die Gruppe, in der sie akzeptiert sind, haben wir ja schon gehört. Mir scheint es jedoch auch so etwas wie einen Beschützerinstinkt zu geben, der sich auf die gesamte Gemeinschaft der eigenen oder sogar aller Fans erstrecken kann. Dabei spielt das im Fußball so wichtige Wir-Erlebnis, das Gefühl, im Stadion zu Hause zu sein, eine entscheidende Rolle. Interessant ist in diesem Zusammenhang, was Frauen zu erzählen haben, die mittendrin sind, aber doch eine andere Rolle als die weiblichen Fans haben. So beschreiben Cathrin Baumgardt und Geneviève Favé, die als Sozialarbeiterinnen in den Fan-Projekten des FC St. Pauli bzw. des HSV arbeiten, ihre Erfahrungen mit Sexismus im Fußball:

Cathrin: Ich hatte für mich persönlich nie ein Problem gespürt, als ich noch ganz normal als Fan im Stadion war. Da habe ich nie eine Situation erlebt, wo ich dachte 'Huch, das ist jetzt aber sexistisch.' Das ist mir nicht bewusst gewesen. Jetzt im Job merke ich das schon. Gerade auch beim Training der B-Mädchen, wenn wir in die Kabine kommen, da gibt es schon mal Sprüche von den älteren Männern. Die Mädchen merken das zum Teil gar nicht, aber ich kriege das schon mit und muss dann was sagen, weil ich das einfach nicht richtig finde.

Geneviève: Ich finde das immer wieder hart. Ich bin jetzt gerade aus Cottbus mit dem HSV-Zug zurückgefahren. Was mir immer wieder schwer fällt, das sind die rassistischen und sexistischen Sprüche, die man hört. Und die Anmachen. Und dieser Dreck – ich frage mich jedes Mal, wie ich das ertragen kann.

Als emotional beteiligter weiblicher Fan beim Fußball zu sein, verändert nicht nur die Wahrnehmung der Berechtigung von gelben Karten, sondern auch die Sensibilität gegenüber sexistischen Sprüchen. Wie stark die Vorstellung „Wir machen so was nicht“ bzw. der Wunsch „Bitte, lass uns so was nicht machen“ sein kann, musste ich selbst vor kurzem erleben: Auf dem Rückweg von einem souveränen 2:0-Auswärtssieg von Borussia Dortmund beim HSV stehe ich mit glückseligem Lächeln im Gesicht in der S-Bahn, in der laut gesungen und diskutiert wird. Eine Gruppe von jungen Männern im Abteil, die ich hören, aber nicht sehen kann, ruft einer Frau auf dem Bahnsteig zu: „Ausziehn, ausziehn!“ Dieser Vorfall erscheint mir – auch wenn das nach dem eben Gesagten seltsam klingt – tatsächlich harmlos und eine Diskussion mit den Jungmännern der Situation nicht angemessen. Das eigentlich Erschreckende ist das, was ich tue, als ich aussteige. Ich drehe mich um, um festzustellen, zu welcher Mannschaft diese blöden 20-Jährigen gehören! Und die Tatsache, dass sie blauweiße und keine schwarzgelben Trikots tragen, die im Grunde völlig unbedeutende und vor allem komplett zufällige Tatsache, dass sie NICHT ZU UNS gehören, erleichtert mich in diesem Moment.

Dieses Erlebnis hat mir eine Passage aus Nick Hornbys *Fever Pitch* in Erinnerung gerufen, in der es um Rassismus im Stadion geht. Er beschreibt hier den Wunsch, die eigenen Mit-Fans mögen „die Guten“ sein und die schwarzen Spieler der gegnerischen Mannschaft nicht mit Affenrufen oder Bananenwürfen bedenken:

Watching the Boys Play

‘Bitte sagt nichts, niemand’, murmelst du im Sitzen vor dich hin. ‘Bitte, verderbt mir nicht alles.’ (Mir, bitte ich zu beachten, nicht dem armen Kerl, der da unten nur Meter entfernt von einigen schlimmen faschistischen Sturmtruppen Fußball spielen muß – von solcher Art ist das nachsichtige Selbstmitleid des modernen Freigeistes.) Dann steht irgendein Neandertaler auf, zeigt auf Ince, Wallace, Barnes oder Walker, und du hältst den Atem an ... und er nennt ihn eine Fotze, einen Wichser oder irgendwas anderes Widerliches, und dich erfüllt ein lächerliches Gefühl hauptstädtischen, weltklugen Stolzes, weil das adjektivische Attribut fehlt [...] Es ist eigentlich nichts, für das man tatsächlich dankbar sein kann, ich meine die Tatsache, daß ein Mann einen anderen Mann eine Fotze nennt, nicht aber eine schwarze Fotze.

Nick Hornby ist ein weißer Mitteleuropäer, er sieht, wenn ich mich recht erinnere, auch danach aus und wird als solcher im Stadion von Arsenal vermutlich nicht zur Zielscheibe rassistischer Sprüche werden, er ist zweifellos empört, wütend und betroffen, aber er ist nicht gemeint. Um auf mein Erlebnis in der S-Bahn zurückzukommen: Auch da war ich nicht gemeint. Wenn Cheerleader im Stadion von ähnlichen Rufen begleitet werden, bin ich nicht persönlich gemeint, und auch ältere Fußballreporter, die weibliche Fans im Blick der Kamera nicht anders als lüsterne-geifernd kommentieren können, meinen nicht mich. Ähnliches gilt für den Blick der Fans auf die Spieler, wie Patrizia ihn beschreibt.

Ich habe auch bei St. Pauli oft frauenfeindliche Sprüche gehört, gar nicht so sehr in Bezug auf mich, sondern eben in Bezug auf Spielbeschreibungen. Das ist ja auch so was Klassisches: Wenn was abqualifiziert werden soll, dann greift man eben zu einer weibliche Metaphorik.

In solchen Situationen entscheidet auch die Position, die Frauen sich selbst zuweisen, in erheblichem Maße darüber, ob sie etwas als sexistisch wahrnehmen oder nicht. Wo verläuft meine Toleranzschwelle? Wann höre ich auf, ein Fußballfan unter anderen zu sein, und fühle mich als Frau betroffen und angegriffen? Sehr deutlich wird dieses Phänomen in der Antwort, die eine meiner Interviewpartnerinnen mir auf meine Frage nach sexistischen Sprüchen im Stadion gibt: „Klar, habe ich auch schon Schimpfwörter wie Fotze gehört, aber nicht auf mich bezogen.“ Wenn man für einen Moment das Wort Fotze durch „Neger“ oder „Schwuchtel“ ersetzt, wird deutlich, wo das Problem liegt. Auch dann wäre es nicht auf sie bezogen, aber sie hätte es ganz klar als rassistischen bzw. schwulenfeindlichen Spruch aufgefasst. Absurderweise macht gerade die Tatsache, dass man nicht persönlich angesprochen wird, aber dennoch implizit betroffen ist, es schwerer, Diskriminierungen als solche wahrzunehmen.

Steffie Wetzel hat in ihren Befragungen weiblicher Fans ganz ähnliche Beobachtungen gemacht. Sie stellt fest, dass die von ihr interviewten Frauen dazu neigen, sexistische Äußerungen zu verharmlosen und als vielleicht unangenehmen, aber unvermeidlichen Bestandteil des Fußballmilieus zu betrachten. Auch sich selbst kann sie von dieser Haltung nicht ausnehmen, so schreibt Steffie Wetzel in *Ballbesitz ist Diebstahl*:

Gerade Frauen neigen dazu, das Sexismus-Problem im Stadion herunterzuspielen. ‘Ich habe keine Probleme, ich habe mich durchgesetzt’, war und ist auch noch oftmals meine Argumentation. [...] In Interviews, die ich mit Frauen aus der Offenbacher Fanszene führte, habe ich auch das Thema Sexismus angesprochen. Die Reaktion war

bei allen Interviewpartnerinnen gleich. Zunächst die gängige, abwiegelnde Argumentation; auf Nachfrage dann Situationen, in denen konkret Sexismus erfahren wurde; und dann fast selbst überrascht Schulterzucken: 'Das ist halt so.'

Das ist halt so – eine resignative Haltung bei Frauen, die sich zum Großteil klar gegen Rassismus äußern und auch im Stadion keine Scheu haben, sich verbal gegen rassistische Tendenzen zu wehren.

Nun ist die Wahrnehmung von und Reaktion auf Diskriminierung nicht nur eine Frage der bewussten Wahl. Man kann sich nicht immer einfach entscheiden, ob und wie man sich jetzt adressiert fühlt, ob und wie man darauf reagiert. Und es gibt für weibliche Fans subjektiv ziemlich gute Gründe dafür, sich von sexistischen Bemerkungen nicht angesprochen zu fühlen. Denn was hieße es denn für Frauen, die Fußball gucken wollen, die Spaß haben, dabei sein und ihr Team unterstützen wollen, anders darauf zu reagieren? Was hieße es denn, ernst zu nehmen, dass deine Anwesenheit und Kompetenz hinterfragt wird, noch bevor du einmal den Mund aufgemacht hast, dass Spieler beleidigt werden können, indem man sie als „Mädchen“ bezeichnet, dass Frauen wie selbstverständlich betatscht und als Ausziehpuppen behandelt werden können? Diskriminierung, so weiß es das etymologische Wörterbuch, ist verwandt mit dem lateinischen Begriff *discernere*, was so viel bedeutet wie trennen, absondern, unterscheiden. Dieser Ursprung des Wortes führt geradewegs zu seiner Wirkung, denn die Signale, die durch dieses Verhalten gesendet werden, sind eindeutig: Wir wollen dich hier nicht! Du gehörst nicht zu uns! Du hast nicht die gleichen Rechte wie wir! Mach, dass du weg kommst!

Das ernst zu nehmen und auf sich selbst zu beziehen, bedeutet, auf das zu verzichten, was eine so wichtige Rolle im Fußball spielt: dabei sein, dazu gehören, Samstagabend nach Hause ins Stadion kommen und dort willkommen sein. Wenn du als Frau auf der Tribüne die Männer neben dir wegen sexistischer Sprüche kritisiert, dann kann das eine Aufkündigung deines Fanstatus sein, der Ausstieg aus dem Boys' Club, in den du doch gerade erst aufgenommen wurdest. Und das womöglich, um sich mit einem Cheerleader-Mädchen zu solidarisieren, deren Anwesenheit im Stadion dir eigentlich selbst auf die Nerven geht. Ist es das wirklich wert? Diskriminierende Sprüche oder Taten ziehen eine Grenze, stellen Aus- und Einschlüsse her. Gerade in Situationen, in denen Frauen nicht persönlich angesprochen sind, Sexismus jedoch als solchen wahrnehmen und sich angesprochen fühlen, machen sie selbst diese Grenzen sichtbar, indem sie dagegen Stellung beziehen.

In den Erzählungen meiner Interviewpartnerinnen wird deutlich, dass ihre Reaktionen auf Vorurteile und Herabsetzungen sehr unterschiedlich sind – die Palette der in den vorigen Kapiteln nachzulesenden Beispielen reicht von stillschweigender bis resignierter Akzeptanz, offensive Auseinandersetzung bis zu strategischem Ausspielen. Für Patrizia spielt es eine große Rolle, sich im Millerntorstadion in einem Milieu zu bewegen, in dem frauenfeindliche Sprüche zwar vorkommen, eine Kritik daran aber auch möglich ist. In ihrer Schilderung wird klar, dass auch diese Auseinandersetzung eine Form der Partizipation am Geschehen im Stadion sein kann, eine Möglichkeit, die Regeln mitzubestimmen, statt sich ihnen schweigend unterzuordnen:

Ich habe mich insofern wohl gefühlt, als ich mich mit den Leuten anlegen konnte. Ich hatte das Gefühl, dass ich mich darüber beschweren konnte, was ich im Volksparkstadion höchstwahrscheinlich nicht machen würde. Da gibt es bei St. Pauli eben schon

Watching the Boys Play

so einen Konsens, auch wenn es vielleicht ein Pseudokonsens ist, gegen den man nicht so explizit verstoßen kann. Es ist klar, dass Fußball eine Männerdomäne ist, es geht ja auch nicht darum, das zu negieren oder so zu tun, als hätte das keine Geschichte, dass da hauptsächlich Männer im Stadion sind. Aber wenn ich das Gefühl habe, dass ein Spruch zu weit geht, und ich dann noch denke, ich darf dazu nichts sagen – das wäre nichts, wo ich noch Spaß dran haben könnte. Wenn man also nur mitkommen darf, sich aber komplett an die Regeln halten muss.

Zur „besonderen“ Atmosphäre rund um den FC St. Pauli, die Patrizia hier dem, wie sie vermutet, weniger toleranten Klima beim HSV gegenüberstellt, gehört auch, dass der Verein einer der wenigen im deutschen Fußball ist, der in der Stadionordnung nicht nur (was auch schon keine Selbstverständlichkeit ist) rassistische, sondern auch Diskriminierungen aufgrund von Geschlecht, Religion oder sexueller Orientierung untersagt und mit möglichen Stadionverboten belegt hat. Nach der Werbekampagne eines Sponsors mit Motiven, die von vielen männlichen und weiblichen Anhängern als sexistisch empfunden wurden, gab es heftige Diskussionen in der Fanszene, die auch von Vereinsseite beachtet wurden. Die aktuelle Entwicklung bei St. Pauli beschreibt Cathrin Baumgardt folgendermaßen:

Es ist schon so, dass dieser Konsens nicht mehr so stark ist. Wir haben die Stadionordnung und die AG gegen dumme Sprüche, um andere Fans zu stärken, aber die Stimmung nimmt auch bei St. Pauli schon immer mehr den Durchschnittscharakter an. Die Leute reagieren auf solche Sprüche auch sehr unterschiedlich. Manche sagen ‘Wieso, das ist doch total normal beim Fußball.’ Manche fühlen sich total belästigt, das ist ganz, ganz unterschiedlich. Aber es ist schon noch so, dass die Stimmung dafür sensibel ist.

Die Beobachtung, dass die Haltung weiblicher Fans gegenüber Sexismus toleranter ist als gegenüber Rassismus, ist durchaus nicht untypisch für die gesamte Fanszene. Aufschlussreich für die Einschätzung der unterschiedlichen Diskriminierungsformen und der Durchsetzbarkeit möglicher Proteste dagegen ist die Schilderung des 1. BAFF-Kongresses von 1994 in Arndt Aschenbecks Buch *Fans im Abseits*. Der Versuch, einen Maßnahmenkatalog gegen Rassismus zu verabschieden, scheiterte damals an dem Vorschlag, auch sexistische Diskriminierung in den Katalog aufzunehmen:

Ein Teil der Anwesenden war der Auffassung, daß die Zeit für eine solch weitreichende Forderung noch nicht reif sei. Man könne bei einem Großteil der Fans froh sein, diese wenigstens auf Antirassismus und -faschismus einschwören zu können. Andere bemängelten, man sei sich ja noch nicht einmal in dieser Runde einig, welcher Spruch und welche Geste überhaupt genau unter das Stichwort „Sexismus“ fallen würde. So wurde nach ausführlicher Diskussion schließlich darauf verzichtet, den Katalog zu verabschieden.

Bei BAFF hat man sich Jahre später, im Dezember 2002, auf einen „Katalog gegen Homosexuellenfeindlichkeit“ verständigen können, in den Benachteiligungen von Frauen durch die Forderung eines anti-sexistischen Paragraphen in Stadionordnungen quasi integriert sind.

Diese beiden Beispiele zeigen, dass auch innerhalb einer Fanorganisation, die mit einem explizit politischen Anspruch und gegen Diskriminierung antritt, unterschiedliche Wahrnehmungen und bestimmte Hierarchisierungen der verschiedenen Formen von Diffamierung der „anderen“, also der nicht weißen, heterosexuellen, männlichen oder deutschen Spielern und Fans, herrschen. Ein Eintreten gegen Sexismus oder Homophobie wird als weiter reichendere Forderung begriffen als der Protest gegen Rassismus. Der Umkehrschluss einer solchen Einschätzung lautet, dass Frauen- und Schwulenfeindlichkeit einen chauvinistischen Grundkonsens bilden, auf den sich faschistische und antifaschistische Fans gleichermaßen einigen können und der (noch) nicht angekratzt werden kann.

Die Diskussionen und Aktionen gegen Rassismus im Fußball sind von Seiten kritischer Faninitiativen wie BAFF angeschoben worden. Hier ist der Effekt eingetreten, dass die weißen deutschen Männer, aus denen diese Organisationen sich hauptsächlich zusammensetzen, das Eintreten gegen Rassismus und Rechtsradikalismus zu ihrem politischen Anliegen gemacht haben. Es waren und sind nicht mehrheitlich ausländische Fans oder Spieler, die den Protest in die Kurve und wieder hinaus getragen haben, sondern die deutschen Jungs, die sich betroffen und angesprochen gefühlt haben und dagegen eingetreten sind. Eine solche Form der Solidarisierung bringt ganz eigene Probleme mit sich, wie etwa die mögliche Bevormundung derjenigen, für die man sich einsetzt, dennoch ist sie vermutlich immer noch der beste gangbare Weg. Rassismus und Nationalismus dürfen nicht als Ausländerprobleme und Sexismus nicht als Frauenproblem betrachtet werden.

Stimmung (kaputt) machen

Stadionfußball ist ein Erlebnis, das sich in den vergangenen zehn bis zwanzig Jahren erheblich verändert hat – von den Stadien selbst, den Fans und der Atmosphäre bis hin zu den Ticketpreisen. Zu diesen Entwicklungen hatten natürlich auch meine Gesprächspartnerinnen etwas zu sagen. Wer über Jahre hinweg mehr oder minder regelmäßig ins Stadion geht, registriert Veränderungen ganz automatisch – manchmal wohlwollend, manchmal kritisch.

Fangen wir mit den Fans an, oder sollte man lieber sagen – den Zuschauern? In Ritas Beschreibung der veränderten Publikumsstruktur im Millerntorstadion seit dem Ende der 90er-Jahre versammeln sich eine Reihe von Merkmalen, die in deutlichem Gegensatz zu den eingangs dieses Kapitels geschilderten Spieltagsritualen meiner Interviewpartnerinnen stehen:

Da kamen Leute, die man vorher nie gesehen hatte. Die tauchen erst nach Einlaufen der Mannschaft auf, mit Getränken im Arm, gehen zehn Minuten vor Schluss, weil sie irgendwo geparkt haben oder so. Das gab's früher halt nicht.

Später kommen, früher gehen und zwischendurch nicht mitmachen – so beschreibt auch Carina die „neuen“ Zuschauer beim 1. FC Köln, die sie auf den teureren Sitzplätzen der Haupttribüne verortet.

Auf der Haupttribüne sitzen die Leute, die das Geld dafür haben, einfach nur ein schönes Spiel sehen wollen und vielleicht noch nicht mal Fan vom FC Köln sind. Man sieht dann auch, das Stadion ist leer, kurz bevor das Spiel anfängt, dann füllen sich so langsam die Sitzplätze. Und darunter leidet ja auch die Stimmung im Stadion. Jetzt macht nur noch eine Seite Stimmung, aber von der Haupttribüne kommt gar nichts. Und wird ne La-Ola-Welle gemacht, dann betet man nur 'Hoffentlich stehen

Watching the Boys Play

die mit auf, damit das Bild wieder stimmt.' Also, die Gesellschaft ist schon gehobener geworden, das ist fast ein Luxus, sich einen Sitzplatz zu leisten.

Eva und Ulla, die beim HSV mit der Umwandlung des alten Volksparkstadions zur AOL-Arena eine ähnliche Veränderung registrieren, grenzen sich deutlich von diesem Fußballpublikum ab:

Eva: Wir und die anderen, die immer zum HSV gehen, sind dagegen, wenn solche Leute kommen und das ganze Stadion lahm legen, weil keine Stimmung aufkommt. Die sind da, wenn Bayern kommt oder Dortmund, das sind nicht die, die gegen Nürnberg kommen, das sind keine richtigen Fans. Das ist dann ganz blöde Stimmung, die freuen sich dann manchmal sogar, wenn der HSV verliert. Die kommen nur, weil man dagewesen sein muss.

Ulla: Im alten Stadion hatten wir manchmal eine bessere Stimmung mit 19.000 Leuten als jetzt mit solchen Fans.

Bei FC-Köln-Fan Dagmar, die seit rund 12 Jahren Spiele ihres Klubs besucht, schwingt auch eine deutliche Melancholie mit, wenn sie über die Veränderung der Atmosphäre und das Aussterben der alten Fankultur spricht.

Das Publikum hat sich schon verändert. Wenn du woanders als in der Südkurve bist, denkst du schon manchmal, du bist auf einer Theaterveranstaltung. Ich habe nichts dagegen, dass auch andere Leute zum Fußball kommen, aber ich finde es auch schade. Ich hätte es schon gerne gehabt, wenn diese Fankultur weitergelebt hätte.

Die alte Fankultur – für Dagmar, Carina oder Nadja ist das der Fußball, wie sie ihn als Kind oder Teenager kennen gelernt haben. In weiten Sportstadien, auf Stehplatztribünen, neben Fans in Jeanskutteln voller Aufnäher, mit womöglich nur einem Frauenklo, sodass man das Stadion halb umrunden musste, um dorthin zu gelangen. Dass der Blick zurück nicht immer sentimental ist, zeigt Janinas Beispiel. Denn die Stimmung auf den Rängen ist es, die bei ihr etwa Mitte der 80er-Jahre dazu geführt hat, dass sie sich auf ihrem Stehplatz in Block E des Volksparkstadion nicht mehr wohl fühlte:

Mit 12 oder 13 fing ich an, mir die Haare zu färben. Und die Leute, die immer hinter uns standen – ich weiß nicht, ob das nun irgendwelche Skins waren oder nicht – die fingen an, deswegen blöde Sprüche zu machen und haben mir ab und zu mal in den Arsch getreten, obwohl die mich ja eigentlich kannten. Daraufhin hatte ich ein paar Jahre lang mal keine Dauerkarte. Das war schon so, dass das Publikum in dieser Zeit nicht so toll war.

Die Veränderungen, die das HSV-Publikum in der Zwischenzeit durchlaufen hat, beschreibt Nadja folgendermaßen:

Die Mischung hat sich verändert. Es sind noch dieselben Komponenten wie früher, aber in anderen Mengenverhältnissen. Es gibt immer noch die Kuttenträger, die

Rechten, die Besserwisser, aber es ist insgesamt friedlicher geworden und entpolitisiert. Man hört nicht mehr so viele rechte Sprüche.

Rita hat ebenfalls eine Entpolitisierung beobachtet, allerdings mit umgekehrten Vorzeichen. Auch vor dem FC St. Pauli, der seit dem Ende der 80er-Jahre zu einem Beispiel dafür wurde, wie sich Fußball und politisch linke Einstellungen vereinen lassen, hat die allmähliche Umwandlung des Stadionfußballs in eine Art von Unterhaltungs-event nicht Halt gemacht.

Das war schon was anderes Anfang der 90er, heute herrscht eher so eine Schlagerseligkeit – statt ‘Nie wieder Krieg, nie wieder Faschismus, nie wieder 2. Liga’ kommt dann beim Abstieg ‘Eine neue Liga ist wie ein neues Leben, schalalala.’ Da habe ich auch gedacht, irgendwie war es hier mal anders.

Theaterveranstaltung, Schlagerseligkeit – Eva und Ulla haben diesen Vergleich, wie Fußball eigentlich nicht sein sollte, inzwischen aber häufig ist, noch einen weiteren hinzuzufügen. Ihre Erzählung macht deutlich, wie die unterschiedlichen Einstellungen und Verhaltensweisen der alten und neuen Besucher aufeinander prallen:

Eva: Diese Leute nehmen einem jeden Spaß. Die freuen sich nicht, die bleiben immer sitzen. Hinter uns saß jemand, der sich dann aufgeregt hat, als ich aufgestanden bin. Dann habe ich gesagt ‘Ich sitze hier nicht in der Staatsoper, sondern ich gucke mir ein Fußballspiel an. Das hat mit Emotionen zu tun.’ ‘Aber brüllen Sie doch nicht so’ sagt der. Und ich sage ‘Ich brülle, wann ich will.’

Ulla: Dann ist er losgegangen und wollte den Ordner holen, weil sie geschrien hat.

Eva: Weil ich meine Emotionen ausgelebt habe. Ich habe ja nicht randaliert.

Ulla: Natürlich ist der Ordner nicht gekommen.

Emotionen – das scheint ein entscheidender Unterschied zu sein. Die zumindest spricht auch Rita den neu hinzugekommenen Besuchern beim FC St. Pauli ab. Deren Motivation, so vermutet sie, ist nicht die Verbundenheit mit Verein und Mannschaft, sondern etwas anderes:

Je nach Wetterlage ist das Stadion unterschiedlich gefüllt. Das war früher nicht so. Wenn ausverkauft war, dann waren die Plätze auch alle voll. Das einzige Mittwochspiel in der 1. Liga, das ich wirklich ausverkauft erlebt habe, war das Bayern-Spiel. Wenn die Leute enttäuscht sind über die Leistung, dann gehen sie, das gab es früher auch nicht. Ich glaube, dass viele Leute das eher so als Statussymbol pflegen, das hat einen schicken Touch, der ‘Kiez-Klub’ und so ... denen geht es weder um Fußball noch um den Verein, die identifizieren sich nicht wirklich mit der Mannschaft.

Auch der Blick auf die neuen, gefeierten Fußballtempel wie die AOL-Arena oder die Arena Auf Schalke gestaltet sich vor dem Hintergrund einer langjährigen aktiven Fankarriere anders. Denn, wie die folgenden Zitate von Carina und Dagmar zeigen, ist ein Dach, das vor unberechenbarem Klima schützt, nicht nur positiv zu bewerten:

Watching the Boys Play

Die Stadionbesuche sind ja auch total austauschbar geworden, man hat da gar keine speziellen Empfindungen mehr. Früher hatte man halt so Erinnerungen ... 'Weißt du noch, damals im Mai, als es 35 Grad waren? Ich habe noch nie so geschwitzt wie an diesem Spieltag' oder 'Weißt du noch, im Volksparkstadion in dem und dem Jahr, was hat es da geregnet.' Diese Erlebnisse hast du in so einer AOL-Arena nicht mehr, da weißt du vielleicht noch, dass es kalt war. Geregnet hat's vielleicht auch zwischendurch, kann sein, davon hat man ja aber nichts mitbekommen.

Auf Schalke ist das ja auch ganz grausam. Das ist wie Hallenfußball, man kommt sich vor wie in der Köln-Arena, und das sieht auch genauso aus. Man friert nicht mehr – wenn man da reinkommt, kann man die Jacke ausziehen. Das ist natürlich von der Akustik schön laut, weil es fast geschlossen ist, und für ein Konzert mag es ja ganz toll sein, aber nicht für ein Fußballspiel ... Also, dem kann ich nichts abgewinnen.

Neue Stadien, neues Publikum – das sind Symptome einer veränderten Bedeutung des Fußballs, in deren Zentrum das ökonomische Interesse an diesem Sport steht. Dass Fußball eine Ware ist, die verkauft werden muss, dass es den meisten Spielern nicht um den Verein, sondern in erster Linie um sich selbst geht, sind Ansichten, die auch in meinen Gesprächen auftauchen. Wenn Carina über die Angebote der schönen, neuen Fußballwelt spricht, dann fällt bei ihr der Satz, der die Unzufriedenheit so mancher Fußballanhänger mit der Entwicklung deutlich macht:

Dieses alte Fußballflair ist weg, jetzt gibt es halt immer dieses Rahmenprogramm, dieses und jene Gewinnspiel und das Torwandschießen. Viele Leute kommen dann ja auch mit ihren Kindern dahin, weil es so viel zu tun gibt. Und diese ganze Werbung ... man kriegt was von Oddset, von Coca-Cola, das hat ja mit Fußball nichts mehr zu tun.

Bei Dingen, die mit Fußball nicht zu tun haben und dennoch notgedrungen dazugehören, fällt so ziemlich jeder etwas ein, ob es das „Arena-TV und der ganze Show-Quatsch“ beim HSV ist (Nadja), die Cheerleader im Kölner Stadion, die „einfach nur vor dem Spiel rumhampeln und nicht wie richtige Fans unterstützen“ (Dagmar) oder die Werbekampagne des FC St. Pauli mit der „Star-Klub-Masche“ (Kerstin). Kaum eine von ihnen scheint das Gefühl zu haben, diese Dinge würden für sie veranstaltet oder könnten ihr zugute kommen. Mal abgesehen vielleicht von Paulas folgender Überlegung:

Das ist ja heute auch so ein Brimborium in den Stadien, was gab es da früher schon Obwohl – Autos wurden auch in den 70er-Jahren verlost. Leider habe ich nie gewonnen. Wenn ich mal ein Auto mit nach Hause gebracht hätte, hätten meine Eltern mir vielleicht in Zukunft auch den Eintritt bezahlt.

Andere Gesichtspunkte bringt allerdings Kathrin ins Spiel. Als ich sie (noch vor dem Abstieg in die Regionalliga und der Rettungsaktion gegen den finanziellen Ruin des Vereins, die bundesweit für Aufsehen sorgte) nach Veränderungen beim FC St. Pauli frage, fallen zwar auch ihr Beispiele ein, wie es nicht sein sollte, gleichzeitig stellt sie aber fest, dass bestimmte Entwicklungen unumkehrbar sind und auch ihre guten Seiten haben.

Das Drumherum hat sich geändert, das finde ich aber positiv. Dieses Gejammer darüber, dass es jetzt so professionell ist und eine richtige Marketingabteilung gibt ... ich finde das nicht schlimm. Wir haben immer noch eine Bruchbude als Stadion, da muss man irgendwann ein neues bauen. Und dann muss man auf die Atmosphäre achten, aber die entsteht durch die Fans. Sie dürfen nicht den Fehler machen, den so viele große Klubs jetzt gemacht haben, dass es sehr viel Musikberieselung gibt. Dann hören die Fans auf zu singen. Dann kannst du nicht auf einmal die Musik abstellen und sagen 'So jetzt singt mal.' Da geht die Atmosphäre verloren. Aber ich glaube, dafür sorgen die Fans schon. Und zu den Marketingsachen – wie gesagt, ich habe mir ein T-Shirt aus dem Fanshop gekauft, weil ich finde, dass es einfach gut aussieht. Warum soll das schlecht sein?

Nun ist der FC St. Pauli sicherlich nicht nur ein Verein, der ausnehmend schöne T-Shirts in seinem Shop anbietet, sondern seinen Fans auch immer noch vergleichsweise große Einflussmöglichkeiten einräumt. Während Kathrin den überlegten Einsatz moderner Vermarktungsstrukturen durchaus befürwortet, kritisiert Kerstin auch die Entwicklung beim FC St. Pauli und sieht gerade in der Propagierung des Bildes vom „anderen“ Fußballklub einen Verrat an den Fans:

Da steigt der Verein ab, und die Kartenpreise bleiben trotzdem gleich. Dafür gibt es dann eine Vermarktung, die vielleicht auch ihre Qualitäten hat, aber so sehr auf der Masche reitet 'Wir sind die Besonderen, wir sind hipper als die anderen', das ärgert mich auch. Mich haben da schon ein paar Sachen gestört, wie z. B. der Totenkopf als offizielles Logo übernommen wurde. Da muss man auch sehen, dass die Leute, die diese Ideen gehabt haben, die dem Verein das Image gegeben haben, das er jetzt vermarktet, damit nichts mehr zu tun haben, die können sich all diese Produkte nicht leisten.

In vielen deutschen Stadien hat sich in den vergangenen Jahren eine neue, deutlich sichtbare Fangruppe herausgebildet: die Ultras. Nach dem Vorbild italienischer Fankurven unterstützen sie ihren Verein durch auffällige Choreographien mit Transparenten, Pyrotechnik und Fahnen, durch Gesänge oder einstudierte, rhythmische Bewegungen. Anders als in Italien jedoch bezeichnen sich die hiesigen Ultra-Gruppen zumeist als unpolitisch, womit aber nicht gemeint ist, dass man sich nicht in die Vereins- oder Verbandspolitik einmischen will. Unter dem Label *Pro 15:30* (inzwischen umbenannt in *Pro Fans*) schlossen sich unter starker Beteiligung der Ultras zahlreiche Fans und Fanggruppierungen verschiedener Vereine zusammen, u. a. um im Mai 2002 gemeinsam gegen die TV-freundliche Verlegung der Anstoßzeiten und das Auseinanderreißen der Bundesligaspieltage zu protestieren, und zwar durchaus mit Erfolg. Der Vermarktung des Fußballs rücken die Ultras mit deren eigenen Waffen zu Leibe: Statt sich wie Fans in früheren Zeiten Kutten mit Aufnähern zu besticken oder jede Saison das neue Trikot samt Mütze und Schal im Fanshop zu erstehen, entwerfen und vertreiben viele Ultra-Gruppierungen eigene Fanartikel.

Der erste Ansatzpunkt dieser in mancher Hinsicht sehr professionellen Fanbewegung liegt jedoch im Stadion selbst, und zwar in genau der Situation, die auch von meinen Gesprächspartnerinnen beschrieben wird: Mit der Verteuerung der Eintrittspreise und einer damit auch verbundenen zunehmenden Konsumhaltung der Zuschauer ist es in manchen Kurven

Watching the Boys Play

ziemlich ruhig geworden, sobald die stadioneigene Musikbeschallung ausgeschaltet ist. Das Wichtigste für die Ultras ist der Support – nicht nur der des Vereins, sondern auch der eigenen Gruppe, deren Leistung mindestens ebenso wichtig wird wie das Spiel.

Von meinen Interviewpartnerinnen ist, wie schon erwähnt, keine in einer der Ultra-Gruppen organisiert; deren Aktivitäten sind für sie im Stadion aber natürlich wahrnehmbar. Rita etwa äußert sich allerdings eher distanziert zu den Ultra-Gruppierungen, die im Millerntorstadion für Stimmung sorgen:

Zur Südkurve hin stehen ja viele Ultras von „Carpe Diem“ mit Doppelhaltern und Konfettiregen, das gibt's da, wo wir stehen, weniger, was ich ganz angenehm finde, weil ich diese Einpeitscher nicht so mag. Da steht dann jemand mit Megaphon und meint, er müsse vorturnen, und brüllt dann wie ein Drill Instructor. Das liegt mir nicht besonders. Ich habe nichts dagegen mitzusingen, aber dass mir jemand sagt, was ich tun soll, nee. Die Ultras sind ja auch noch nicht so lange da, und es gibt verschiedene Gruppen, die haben dann auch eine eigene Klamottenproduktion und sind komplett durchorganisiert und -kommerzialisiert.

Dass die Ultras auch im Kölner Stadion einiges für die Unterstützung aus der Kurve getan haben, bestätigt Carina:

Seitdem die „Wilde Horde“ das in die Hand genommen hat, ist in der Südkurve richtig was los. Die haben in der Fanszene einiges bewirkt, die haben auch einige Lieder neu erfunden und versucht, die den Leuten nahe zu bringen.

Aber welche Rolle, wenn überhaupt eine, spielt die Ultra-Bewegung für die Situation weiblicher Fans im Stadion? Ist die Ultra-Szene eine bessere Möglichkeit für Frauen, sich, so sie das wollen, an organisiertem Fantum zu beteiligen als in der Kuttenszene oder der traditionellen Fanklubbildung? Diese Ansicht vertritt Michael Gabriel, der als Diplom-Sportwissenschaftler in der Koordinationsstelle der Fan-Projekte tätig ist. Die häufig an Populärkultur geschulte Fanpraxis der Ultras gehe mit einem moderneren Gesellschaftsbild einher, in dem auch Frauen eher eine eigenständige Rolle als Fan zukomme, insbesondere da die Ultra-Szene hauptsächlich Jüngere anspreche. In seinem Beitrag in *Ballbesitz ist Diebstahl* vermerkt Gabriel noch ein weiteres Resultat dieser Abkehr von traditionellen Geschlechterstrukturen im Fußballumfeld:

Heutzutage ist die Kurve für die Fans phasenweise ein Ort geworden, wo mann/frau potenziell ein/n Partner/in kennen lernen kann. Beziehungen innerhalb der Ultraszenen, teilweise sogar zwischen Leuten aus Szenen verschiedener Vereine, sind anscheinend gar nicht so selten.

Sollte diese Beobachtung stimmen, fungieren die Ultras als neue Fanpraxis vielleicht tatsächlich auch für Frauen als Möglichkeit, aus den klassischen Rollenzuweisungen auszubrechen. Meine Gespräche mit Mitarbeiterinnen der Fan-Projekte bestätigen das nur bedingt. In den Hamburger Ultra-Szenen von St. Pauli und HSV, so erklären sowohl Geneviève Favé als auch Cathrin Baumgardt, sind die Frauen nicht unbedingt sichtbarer als anderswo im Stadion. „Bei uns ist das eher ein reiner Jungsklüngel“ – so etwa Cathrin. Anders scheint es in Bremen auszu-

sehen; bei der Ultra-Gruppe „Eastside“, so erzählt Susanne Franzmayer, sind nicht nur mehrere Mädchen bzw. junge Frauen aktiv, sondern sie haben „auch einiges zu sagen“.

Zum Thema der Ultras ist in *Ballbesitz ist Diebstahl* auch ein Gespräch zwischen Michael Gabriel und Vertretern der „Phoenix Sons“ aus Karlsruhe und der „Ultras 97 Frankfurt“, die, wie es heißt, „zu den größten und Stil bildenden Ultra-Gruppen in Deutschland“ gehören. Als Gabriel die Sprache auf die Rolle der Frauen in den Gruppen bringt, klingen die Antworten allerdings nicht allzu fortschrittlich. Sowohl in Karlsruhe als auch in Frankfurt bemerken die Ultras zwar, dass in der Kurve mehr Frauen auftauchen; sie vermuten jedoch, dass ihnen die richtige Einstellung fehlt – die kommen, so die geäußerte Annahme, wegen der gut aussehenden Spieler oder wegen der angesagten Ultras selbst. Obwohl schließlich auch zugestanden wird, dass sich mindestens ebenso viele männliche Fans durch die Modeerscheinung Ultra anziehen lassen, bleibt die logische Schlussfolgerung für die Karlsruher Söhne aus der Asche: „Wir nehmen bei den ‘Phoenix Sons’ bewusst keine Frauen auf.“ Die Ultra-Bewegung ist in den vergangenen Jahren sicherlich die auffälligste Erscheinung in den Stadien gewesen, nicht nur deswegen ist es sehr interessant, die Differenzen zur traditionellen Fanszene und die Rolle von Mädchen oder Frauen bei den Ultras in Zukunft genauer zu beobachten.

Angst haben

Die im vorigen Abschnitt angesprochenen Veränderungen der Fußballszenarie, des Fanverhaltens und der Stadien treten umso deutlicher hervor, wenn man sie mit der Situation vergleicht, in der sich der Fußball in den 80er-Jahren befand. Nicht nur die Konkurrenz eines mittlerweile breit gefächerten Freizeit- und Unterhaltungsangebotes, sondern auch die Bilder von gewalttätigen Ausschreitungen, brennenden Tribünen und durch Absperrungen zu Tode gekommenen Zuschauer sorgen dafür, dass der Fußball in dieser Zeit in eine tiefe Krise gerät. In den bundesdeutschen Stadien der 1. Liga fielen die Besucherzahlen in den Jahren 1985/86 und 1988/89 auf etwa 5,3 Millionen. Weniger kamen nur in der Saison nach dem Bundesligaskandal zu Beginn der 70er-Jahre. Zum Vergleich: In der abgelaufenen Saison 2003/2004 hat sich die Zahl mehr als verdoppelt und liegt bei knapp 10,8 Millionen.

Welche Rolle spielt die Angst vor Gewalt im Stadion für die weiblichen Fans? Von wem oder was gehen eventuell wahrgenommene Bedrohungen aus, und wie hat sich dieser Aspekt des Fußballs im Laufe der Jahre verändert? Geneviève Favé, die mit einigen Unterbrechungen seit 1987 im Hamburger Fan-Projekt arbeitet, beschreibt die ersten Jahre ihrer sozialarbeiterischen Tätigkeit und die Stellung der Frauen im gewaltbereiten Teil der damaligen Fanszene folgendermaßen:

Das war die Zeit, wo viel los war mit Skinheads und gleich danach mit Hooligans. Da war auch klar, wieso diese Arbeit wichtig ist. Das war wirklich eine ganz harte Zeit, jetzt ist es nicht mehr so schlimm. Aber die Frauen spielten in der Hooligan-Szene keine große Rolle. Die standen daneben und haben zugeguckt, viele sind auch gar nicht ins Stadion, sondern nur zu den Verabredungen hinterher. Einige haben Bilder gemacht, die waren dafür abkommandiert zu fotografieren. Manche haben auch Waffen ins Stadion geschmuggelt, wenn es welche gab. Bei einem Spiel gegen Ajax in Amsterdam, da war ich unterwegs mit ein paar Mädchen, die wurden auch richtig durchsucht, mussten sich alle ausziehen und da wurden Messer gefunden. Dann gab es darüber auch Gespräche mit den Mädchen, wie lange sie sich das gefallen lassen wollen, so ausgenutzt zu werden.

Watching the Boys Play

Diese „Hool-Frauen“, so erzählen sowohl Geneviève als auch ihre Kollegin Susanne aus Bremen, tauchen auch heute noch manchmal im Stadion auf – „weil Fußball sie interessiert oder weil sie jetzt geschieden sind und wieder jemanden kennen lernen wollen. Die sind jetzt ja auch Ende 20, Anfang 30. Das ist eine ganz andere Generation.“ (Geneviève)

Einen anderen Blick auf die „Zeit der Hooligans“ hat Ulla, die diese Jahre auf ihrem Stehplatz in der HSV-Westkurve verbracht hat. In ihrer Schilderung entsteht ein fast mütterlicher Blick auf normale Kuttentfans, Randalierer und Rechte-Parolen-Rufer gleichermaßen. Für die heute 65-Jährige war immer klar: Für sie gibt es keinen Grund, sich zu fürchten. Im Gegenteil, sagt Ulla auch deutlich ihre Meinung, wenn es nötig ist.

Mir ist natürlich nie was passiert in der Westkurve mit den Jungs ... erst waren sie klein, dann fingen sie an, beim Finanzamt zu arbeiten oder so, und haben mir den Schirm gehalten, das war ganz witzig. Und wenn sie da irgendwelchen blöden Parolen gerufen haben, dann habe ich gesagt 'Finde ich nicht gut, warum macht ihr das? Was sagt deine Mutter dazu?' Wenn da Rechtsextreme waren, gab es oft einen, der stand einfach daneben, der war intelligent und hat die dummen Leute aufgehetzt, hat ihnen gesagt, was sie machen sollen, was sie schreien sollen, und die haben das dann ausgeführt. Dann habe ich zum Ordner gesagt 'Hör mal, der macht das und das.' Ich habe noch nie Angst gehabt und sage das denen. Das liegt aber vielleicht auch daran, dass ich älter bin.

Die letztgenannte Vermutung bestätigen zumindest Nadja und Janina, Ullas Tochter. Die beiden – heute 29 und 30 Jahre alt – kennen die Verhältnisse der 80er- und frühen 90er-Jahre ebenfalls aus eigener Anschauung und berichten durchaus von negativen Erlebnissen:

Janina: Ja, ich habe früher schon oft Angst gehabt.

Nadja: Passiert ist mir auch noch nie was, ich bin noch nie bedroht worden. Aber es gibt Situationen, die einen beunruhigen. Ich meine auch, dass es früher häufiger so war, dass Polizisten in den Block kamen, in der Westkurve. Im neuen Stadion passiert das wesentlich seltener. Die Überwachungsanlagen sind natürlich auch viel besser.

Janina: Früher hat man auch eher mitgekriegt, wenn die sich verabredet haben für nach dem Spiel – 'Wir treffen uns da und da, und dann gibt's Ärger.'

Nadja: Ja, und man geht dann ja durch diesen Tunnel auf dem Weg von der Bahn zum Stadion, und da war es früher häufig so, dass ein Trupp an dir vorbeirennst, und da wusstest du, okay, da hinten geht's demnächst ab. Auch das passiert jetzt kaum noch. Das alles gibt einem schon ein ruhigeres Gefühl, ohne dass man sich jetzt früher direkt bedroht gefühlt hat. Solange ich die einfach laufen lasse, passiert mir auch nichts.

Janina: Stimmt, im Tunnel, wenn sie da anfangen zu laufen, das fand ich schon bedrohlich.

Ähnlich wie Nadja und Janina in Hamburg stellt auch FC-Köln-Fan Dagmar fest, dass die Atmosphäre im Stadion deutlich entspannter geworden ist. Aber auch diese fehlende Spannung bildet für sie einen Teil der dahingegangenen Fußballkultur:

In all den Jahren hat es schon so ein paar schwierige Situationen gegeben, wobei es auch nachgelassen hat, weil der Eventcharakter von Fußball größer geworden ist. Was ich persönlich auch schade finde. Irgendwie gehören diese kleinen Angstmomente auch dazu, obwohl das abgedreht klingt. Und das klingt jetzt auch abgedreht, aber auch die Hools gehörten irgendwie dazu. Und dass man Herzklopfen hat und nicht so genau weiß, ob das Auto nachher noch da steht. Das ist alles ein bisschen unspannend geworden, man muss keine Angst mehr haben, und es gibt auch keine Hassgesänge mehr, mit denen man sich gegenseitig anheizt. Es sei denn, Leverkusen kommt ... Aber es gab auch Momente, wo man richtig Angst hatte, wo Bierflaschen und Steine flogen. Und du hängst halt mit drin, du kommst ja nicht raus.

Diese Unterscheidung zwischen den „kleinen Angstmomenten“ mit Herzklopfen und der „richtigen“ Angst ist zweifellos wichtig. Fest steht jedoch auch, dass Aufregung und Spannung, die nicht mit dem Spielausgang, sondern einer unberechenbaren Situationen im Stadion zu tun haben, durchaus eine Faszination ausüben können. Und zwar auch auf Frauen. Eine griffige Formulierung dafür findet Antje Hagel vom Fan-Projekt der Kickers Offenbach: „Fußball hat etwas Gewalttätiges, aber auch etwas Gewaltiges.“

Zwei meiner Interviewpartnerinnen berichten von einem am eigenen Leib erfahrenen körperlichen Angriff. Kerstin allerdings ist keineswegs von randalierenden Hools oder ähnlich stereotypen Vertretern der Fankurve attackiert worden, sondern von einer anderen Frau. Aber eigentlich war das sowieso die Schuld von Jens Lehmann, damals noch Keeper bei Schalke und der Grund, warum Kerstin sich als St.-Pauli-Anhängerin in den Schalker Fanblock stellte:

Dann wurde ich auch mal geprügelt – von einer anderen Frau, als Jens Lehmann da war. Das habe ich ihm auch so übel genommen, dass ich da ein blaues Auge bekommen habe, weil ich hinter dem falschen Tor war. Ich war ja eigentlich für St. Pauli, aber dann stand ich halt hinter seinem Tor, um ihn spielen zu sehen, und da war so eine Schalckerin, die fand, das müsste man körperlich klären. Ihr Freund stand daneben, der war vollkommen machtlos, eigentlich würde man ja denken, dass er auf mich losgeht und sie sagt ‘Nein Schatz, lass.’ Aber er hat nichts gemacht, ich habe ihr gesagt, sie soll aufhören, und ihm, er soll sie wegziehen. Sie war auch betrunken, aber na ja. Hinterher waren dann die Aggressionen da, die kannst du aber ja nirgends mehr hintun. Ich saß dann draußen und weinte, obwohl das so ein großartiges 4:4 war.

Abgesehen von dieser wahrscheinlich wenig repräsentativen Episode sind sich meine Gesprächspartnerinnen relativ einig, dass sie als Frauen kaum in Gefahr sind, zum Mittelpunkt einer Schlägerei zu werden. Dazu Kathrin:

Ich habe keine Angst im Stadion. Und selbst wenn, dann hätte es nichts damit zu tun, dass ich eine Frau bin. Gerade Männer, die einen als Frau beim Fußball nicht ernst

Watching the Boys Play

nehmen, würden mir auch nie was tun. Wenn, dann käme die Angst eher durch die Menschenmassen im Stadion, aber das hat mit dem Geschlecht ja nichts zu tun.

Susanne Franzmayer vom Fan-Projekt Bremen erzählt aus ihrer Arbeit, dass die Anwesenheit von Frauen in Fangruppen etwa bei Auswärtsfahrten in der Regel eine aggressionsdämpfende Wirkung auf die männlichen Gruppenmitglieder hat. Vom zivilisatorischen Einfluss, den Geschlecht und Alter auf aufgebrachte Fans ausüben, berichten auch Ulla und Eva – allerdings fällt letzterer dabei dann auch ein, dass sie in jüngeren Jahren einmal Opfer einer Attacke geworden ist:

Ulla: Da ist es oft schön, wenn man älter ist. Mir gegenüber verhalten die gegnerischen Fans sich anders, es ist leichter, ins Gespräch zu kommen.

Eva: Auch wenn sie dann noch voller Aggressionen sind, in dem Moment ist es, als ob sie sich sagen 'Nein, ich darf jetzt nicht unhöflich sein.' Die beruhigen sich wirklich.

Ulla: Am höflichsten sind dann noch die ausländischen Jungs zu älteren Menschen, das gefällt mir gut.

Eva: Mir ist es früher vor vielen Jahren mal passiert, dass ich rausgegangen bin aus dem Stadion und gesagt habe 'Das ist so typisch, mit den Dummen ist Gott, und Gott lebt in Bayern.' Und der Mann, der vor mir geht, dreht sich um und scheuert mir eine.

Trotz der Erlebnisse von Kerstin und Eva ist eindeutig festzustellen, dass die Erfahrungen meiner Interviewpartnerinnen die Wahrnehmung des Stadions als gefährlichem Ort nicht bestätigen. Selbst die Erinnerung an die eine oder andere bedrohliche Situation in der Vergangenheit verändert kaum etwas am grundlegenden Gefühl, im Stadion „zu Hause“ zu sein. Etwas anders sieht es da schon bei Auswärtsfahrten aus. Tatsächlich ist neben dem Zeit- und Organisationsaufwand (Kathrin: „Das kann man mal machen, aber nicht jedes zweite Wochenende, dafür bin ich zu alt“) die Atmosphäre in Sonderzügen oder -bussen für einige Frauen ein guter Grund, auf Auswärtsspiele zu verzichten. So beschreibt Geneviève die Atmosphäre auf den Auswärtsfahrten des HSV:

Wenn wir auswärts unterwegs sind, ist es so, dass die Mädchen dann zu mir kommen. Es passiert dann auch, dass wir ein ganzes Abteil voller Frauen und Mädchen haben. Im Sonderzug sind das auch ganz harte Bedingungen, gerade für die jüngeren Mädchen. Wenn die Jungs alle besoffen sind, die Toiletten nicht mehr benutzt werden können, dann sucht man irgendwo einen Platz, eine kleine Oase, wo das besser zu ertragen ist. Die Toiletten kann man nach einer halben Stunde meistens nicht mehr benutzen. Jetzt haben wir es hingekriegt, dass es eine Toilette nur für Mädchen gibt, mit Schlüssel. Das ist schon mal ganz gut. Ich habe auch schon versucht zu organisieren, ob es nicht einen Wagen oder ein paar Abteile nur für Frauen und Mädchen geben könnte. Auch für ältere Frauen, die vielleicht mitfahren wollen. Aber das hat nie geklappt. So was ist unheimlich schwer durchzusetzen.

Die Motive der weiblichen Fans, so Geneviève, an den Fahrten mitten im männlichen Fanpulk teilzunehmen, sind sehr unterschiedlich:

Was sie daran gut finden, ist wahrscheinlich dabei zu sein, dazuzugehören. Aber da gibt es auch Unterschiede, ein paar Mädchen trinken auch mit. Viele finden die Stimmung toll, das ist mal was anderes. Dann sind da auch viele Jungs, da kann man ein bisschen flirten. Andere sehen aber auch nur das Spiel und nehmen es in Kauf, dass sie dafür mit diesem Zug fahren müssen. Da gibt es alles. Das ist schon verrückt.

Aber auch bei der Anreise mit dem eigenen Auto, wie es z. B. Gesine und Maike machen, bleibt ein großer Unterschied zum heimischen Stadion, in dem alles vertraut ist und man sich auskennt. Auswärts haben nun mal „die anderen“ das Sagen, was je nach Verhältnis der Fan-Gruppen zueinander auch sehr unangenehm sein kann, wie Gesine erzählt:

Im Stadion singt man natürlich schon, aber auf dem Weg dahin habe ich manchmal auch ein bisschen Respekt, das kommt auch drauf an, wo man ist. In Frankfurt hingen dann auch überall so Schals und Transparente mit „Zecken-Pack“ und so, da denke ich auch, dass ich dann besser meinen Mund halte. Oder in Rostock, da nimmt man dann alles von St. Pauli ab.

Davon abgesehen sorgen aber noch ganz andere Leute, die auch das Sagen haben, mitunter für eine Verschärfung der Atmosphäre. Die Behandlung insbesondere von Auswärtsfans durch Polizei und Sicherheitspersonal samt Verhaftungen, Beschlagnahmungen und Stadionverboten ist ein Dauerthema in Fanorganisationen und bei Fan-Projekten, gerade jetzt, im Vorfeld der WM in Deutschland. Material zu diesbezüglichen Aktivitäten von staatlicher Seite findet sich etwa unter www.bmi.bund.de und www.lka.nrw.de/abtei/a4/sport_faq.htm, kritische Beurteilungen und Informationen aus Sicht der Fans u. a. auf den schon genannten Webseiten von ProFans und BAFF; letztere haben zudem ein Buch mit dem Titel *Die 100 „schönsten“ Schikanen gegen Fußballfans* herausgegeben. Auch manche meiner Gesprächspartnerinnen haben in dieser Hinsicht ihre Erfahrungen gemacht – so schildert etwa Carina Situationen von Auswärtsspielen des FC Köln:

In Müngersdorf ist es alles kein Problem, da habe ich einen Sitzplatz, und ich kenne die Leute drumherum. Aber auf Auswärtsfahrten ist es so, man wird behandelt wie ein Tier. Die Ordner tun so, als wäre man ein Schwerverbrecher. Zum Teil macht das ja Sinn, aber man muss einem nicht in den Schritt fassen, man kann einfach so die Tasche öffnen, muss das nicht alles rausreißen, die Schuhe ausziehen lassen. Das kann ich echt nicht vertragen. Ich meine, ich habe ein Trikot an und eine kleine Tasche mit, extra für's Stadion, wo Portemonnaie und Handy drin sind. Und sobald ich merke, dass es Randalie im Block gibt, dann gehe ich. Wenn da Panik ausbricht und ich falle hin, meinst du, da hebt mich einer auf? Nee. Ich gehe zum Ausgang und wenn es sich beruhigt, gehe ich zurück. In Leverkusen habe ich es einmal erlebt, da hat die Polizei dann mit Tränengas geschossen.

Interessant ist auch in diesem Zusammenhang natürlich die Frage nach der Behandlung (und der Reaktion) von männlichen und weiblichen Fans. Carina hat beobachtet, dass von einem „Frauenbonus“ in der Regel keine Rede sein kann – Fan ist Fan, so sehen es anscheinend zumindest Ordnungshüter.

Watching the Boys Play

Carina: Einmal in Mannheim, da wollte ich dann auch raus aus dem Stadion, weil da auch Hooligans waren, das war ganz schlimm. Ich habe meinen Schal weggepackt, war ganz neutral angezogen, ich wollte nur zu meinem Auto, aber sie ließen mich nicht raus, da war die Ansage der Polizei 'Keiner kommt vor Spielende durch.' Und dann kamen immer mehr Leute, es gab eine Prügelei, weil einer sich hat provozieren lassen von der Polizei. Dann konnte ich außen vorbei, weil die Absperrung weg war und habe mich an zwei ältere Herren gehängt. Aber das sind so Situationen, wo ich finde, als Frau und wenn ich dann nicht mal irgendwelche FC-Sachen an mir habe, da können sie mich doch wirklich durchlassen. Aber es gibt da meist keine Sonderbehandlung für weibliche Fans, es kommt vielleicht mal vor, dass man dadurch schnell durchkommt, aber oft ist es so, dass du genauso behandelt wirst wie die Männer.

Kathrin berichtet von einem Polizeieinsatz im Millernstorstadion, den sie zwar nicht als persönlich bedrohlich erlebt hat, aber als unangemessenen Übergriff in „ihrem“ Stadion:

Beim letzten Heimspiel sind Polizisten in die Südkurve und haben da Leute rausgeholt und geknüppelt. Da haben wir in der Gegengerade auch geschrien, das ist unser Stadion, das geht nicht. Das hat mich total aufgeregt, die waren in voller Montur, da muss man nicht losknüppeln, sondern kann einfach so reingehen. Und das hat die anderen Fans natürlich erst richtig aufgebracht. Obendrein bei einem Spielstand von 0:1. Da war so eine Mischung aus Aufregung und Wut, aber ich hatte nicht für mich persönlich Angst.

Auch Dagmar stellt fest, dass manches Aufeinandertreffen von Polizei und Fans von letzteren als Provokation empfunden werden kann; in dieser Hinsicht macht sie dann allerdings schon Unterschiede zwischen männlichen und weiblichen Fans aus.

Gerade als Köln-Fan musst du dann in Leverkusen durch so ein Spalier von Rottweilern und wirst erst mal zum Bahnhof getrieben, auch wenn dein Auto am Stadion stehst. Da machen die Polizisten dann auch Sprüche, und ich denke, okay, als Frau gehst du jetzt einfach vorbei, aber ein Mann lässt sich da vielleicht provozieren. Das finde ich schon schwierig.

Diese Äußerungen sollten deutlich gemacht haben, dass die Erfahrungen und Ansichten der von mir interviewten Frauen auch bei diesem Thema nicht einheitlich sind. Während die eine vielleicht manchmal die aufgeheiztere Atmosphäre früherer Tage vermisst, ist die andere ganz froh darüber, dass diese Zeiten vorbei sind. Und ob verstärkte Präsenz von Polizei und Sicherheitspersonal in den Stadien als eher positiv oder negativ erlebt wird, hängt vermutlich ebenso von persönlichen Erlebnissen ab wie von politischen Einstellungen. Dazu noch einmal Geneviève Favé, die weitere Verbindungen zwischen der Gewalt im Stadion und der Anwesenheit von Frauen herstellt und dabei auch auf die Erfahrungen aus ihrem Geburtsland Frankreich verweist:

Es ist angenehmer im Stadion als früher, es gibt mehr Frauen und Mädchen, die auch genießen, dass es sauberer ist. Es ist angenehmer, es ist friedlicher geworden und ge-

mütlicher. Ich kenne viele Leute, die früher nie zum HSV gegangen wären, weil sie Angst davor hatten. In Frankreich ist es sowieso mehr ein Familiensport, da gehen dann alle hin. Das ist anders als hier. Man sieht auch mehr Frauen und Mädchen als in Deutschland. Es ist in Frankreich nichts Besonderes, als Frau zum Fußball zu gehen. Gewalt im Stadion war in Frankreich auch nie ein großes Problem, das spielt bestimmt auch eine Rolle.

Die Frage, in welcher Weise diese Befunde – mehr Frauen, weniger Gewalt – miteinander verknüpft sind, lässt sich nicht so einfach beantworten. Wahrscheinlich stimmt beides, wahrscheinlich gehen mehr Frauen zum Fußball, wenn die Atmosphäre friedlicher ist, wahrscheinlich wird sie auch friedlicher, wenn mehr Frauen – und womöglich auch noch Kinder – anwesend sind. Daraus den Schluss zu ziehen, dass Frauen beim Fußball nun doch noch eine wichtige (und auch traditionell weibliche) Rolle zukommen könnte, nämlich die der Friedensstifterin, ist natürlich großer Unsinn. Eine solche Instrumentalisierung weiblicher Fans würde die Kluft zwischen den Geschlechtern beim Fußball noch weiter vergrößern und Gewalt zu einem Männerproblem machen, das Frauen lösen müssen. Obwohl die Vorstellung, demnächst würden fußballbegeisterte Seniorinnen im Auftrag von adidas und DFB randalierende Jugendliche plaudernd zur Räson bringen, nicht ohne Charme ist.

Was bleibt: Fan sein

Eine Frage, die in meinen Gesprächen immer wieder auftauchte, ist natürlich die nach dem Fan-Sein selbst, nach den emotionalen Verstrickungen in die Geschicke eines Vereins oder des Fußballspiels allgemein. Auch wenn sich Art und Ausmaß ihres Engagements und der Verbundenheit mit dem jeweiligen Klub bei meinen Interviewpartnerinnen unterscheiden, so scheint eins doch klar: Ganz auflösen lässt sich das Band zwischen Fan und Verein nicht mehr. Auch bei Paula, deren aktivste Fanzeit mittlerweile rund 25 Jahre zurückliegt und die sich kritisch zu den rechten Anhängern, zur Transferpolitik, Spielweise und den Spielern der aktuellen Hertha äußert, findet sich noch eine der wichtigsten Fanemotionen – Hoffnung:



Ich verfolge das schon immer noch im Fernsehen und lese darüber in der Zeitung, und irgendwie hoffe ich auch immer noch, dass es vielleicht mal wieder eine Super-Hertha gibt wie in den 70er-Jahren, aber ich glaube, der Zug ist abgefahren.

Dass das Fan-Dasein gewissen Schwankungen ausgesetzt wird, ist eine Erfahrung, die wohl alle meine Interviewpartnerinnen teilen. Fußball ist eine wichtige Sache in ihrem Leben, aber eben auch nur *eine* Sache. Als so genannte „Allesfahrerin“, die sämtliche Spiele der Mannschaft besucht, womöglich auch die der Amateure, öfter mal beim Training vorbeischaud und dann noch für ein Fanzine schreibt, ist es nicht ganz leicht, sich außerdem um Job, Beziehung, Freundschaften und andere Belange des „normalen“ Lebens zu kümmern. So haben das zum Beispiel die Mädels vom Kölner Frauen-Fanklub erlebt:

Carina: Früher sind wir ja zu jedem Auswärtsspiel und jedem Heimspiel gefahren, sodass die Wochenenden wirklich nur für den Fußball da waren. Aber irgendwann ...

Watching the Boys Play

Dagmar war mit dem Studium fertig, andere haben ihren Job gewechselt, eine hat geheiratet, die nächste war viel unterwegs, so hat sich das eben verlaufen. Man hat immer noch Kontakt, aber es dreht sich nicht mehr alles um den FC.

Dagmar: Während des Studiums hatte ich natürlich viel mehr Zeit zur Verfügung, jetzt ist das so, wenn ich morgens mal beim Training bin, wird sofort gefragt, ob ich heute frei habe. Aber man weiß ja nicht, wie es weitergeht. Es kann auch sein, dass sich das beruflich alles wieder beruhigt und man wieder mehr Zeit hat. Aber auf jeden Fall wird die Verbindung zum FC nie verschwinden, sondern immer bleiben.

Und selbst wenn die Fanpraxis etwas weniger intensiv ausfällt oder man sich wie die jungen Frauen des B-Mädchenteams vom FC St. Pauli noch nicht um seinen Lebensunterhalt kümmern muss, bleibt noch genug zu tun: Da sind die eigenen Spiele, dann natürlich die der Profis („Erste Herren“, wie Mia einwirft, schließlich spielt St. Pauli inzwischen in der Regionalliga Nord) und außerdem will man ja auch die ehemaligen St.-Pauli-Spieler im Auge behalten – „Dann fährt man schon mal nach Frankfurt, um zu gucken, wie Henning Bürger jetzt spielt“, meint Gesine und fügt hinzu: „Man ordnet sein Leben schon nach dem Spielplan.“

Reicht man dem Fußball einen kleinen Fan-Finger, passiert es schnell, dass bald die ganze Hand darin verschwindet. Den Beinahe-Zwang, der von der regelmäßigen (An-)Teilnahme ausgeht, beschreibt Kathrin:

Als ich mitten im Examen war und auch noch krank, fiel es mir trotzdem schwer, dann nicht zum Spiel zu gehen, bis mein Freund sagte ‘He, du musst doch auch nicht. Das ist nicht so schlimm.’ Und als ich die Entscheidung getroffen hatte, war es auch okay. Ich war dann aufgeregt und habe mir per Handy den Spielstand durchgeben lassen, aber es ging.

Eben weil sie sich sonst womöglich auch vom Rest der Bundesliga, anderen europäischen Ligen oder der Champions League vereinnahmen lassen würde, versucht Kathrin ein bisschen Abstand zu wahren: „So wäre es dann auch, wenn ich anfangen würde, noch bei anderen Vereinen oder Ligen einzusteigen, das geht nicht. Es gibt ja noch andere Dinge als Fußball.“ In genau dieser Einstellung, so meint Geneviève Favé, liege ein Unterschied zwischen den männlichen und weiblichen Fans, denen sie in ihrer Arbeit im Fan-Projekt begegnet:

Mädchen haben häufig auch noch andere Interessen als Fußball, was bei den Jungs oft nicht so der Fall ist. Mädchen sind da offener für andere Sachen und oft auch reifer als Jungs. Die konzentrieren sich manchmal nur noch aufs Wochenende, verbringen den Urlaub mit Fußball. Mädchen sind da nicht so fixiert auf Fußball. Das ist etwas, was richtig auffällt. Sonst sind es oft eher individuelle Unterschiede.

Frauen schätzen ihre Fußballbeziehungen, aber sie haben auch andere. Das Fußballumfeld deckt in der Regel nicht ihre gesamten Sozialkontakte ab, ganz einfach schon deshalb, weil sie meist gute Freundinnen haben, die sich nicht für Fußball interessieren. Nun haben sicher auch Männer Freundschaften und Beziehungen, die nichts mit Fußball zu tun haben, aber ich möchte hier doch ein bisschen über geschlechtsspezifische Unterschiede spekulieren: Das Kumpelverhältnis aus dem Fußball stellt bei Frauen eher eine Abweichung von ihren sonstigen Beziehun-

gen dar, in denen es anders zugeht. Männer verbringen ihre Freundschaften außerhalb des Stadions nicht unbedingt damit, ihre Gefühle und Gedanken voreinander auszubreiten. Frauen schon. So beschreibt eine der Fußballanhängerinnen, die Anne Coddington interviewt hat, den Stadionnachmittag mit den Jungs:

Es ist ganz anders, als wenn wir einen Frauen-Abend machen. Mit den Jungs geht es halt nur um Fußball. Wenn ich mit meinen Freundinnen unterwegs bin, dann kichern wir viel, am Ende aber reden wir dann doch über ernsten Kram wie Männer, Jobs und Beziehungen. Aber mit den Jungs kann ich das alles hinter mir lassen.

Es ist nicht so, dass Frauen Fußball nicht ernst nehmen würden oder nicht emotional involviert wären, aber es ist vielleicht eine andere Art von Ernsthaftigkeit und von Emotionen. Denn dass der Fußball auch bei meinen Interviewpartnerinnen starke Gefühle auslöst, ist in jedem Fall ganz eindeutig. Objektiv betrachtet ist es aber nicht ganz leicht zu verstehen, was genau die Liebe zu einem Verein über Jahre hinweg ausmacht, worin die Identifikation mit Spielern besteht, die manchmal nur eine Saison bleiben, mit einem Vorstand, dessen Entscheidungen nicht selten gegen die eigenen Interessen gerichtet sind, und einer Spielweise, die häufig weder erfolgreich noch besonders schön anzusehen ist. Und das zu erklären, ist auch für Fans selbst nicht ganz leicht. Janina erklärt ihr Fan-Sein so:

Bei mir ist es die Liebe zum HSV, da ist das dann auch egal, wenn Spieler weggehen. Man hat ja immer seine Lieblinge. Manche Trainer will man dann ja auch nicht mehr, genau wie man manche Spieler dann nicht mehr will. Das ist die Liebe zum HSV und die Atmosphäre im Stadion. Ein bisschen Abwechslung muss schließlich auch sein.

Sportlicher Erfolg, da sind sich alle einig, ist natürlich schön, aber kein Muss. Allgemeiner Tenor ist hier „Da könnte man dann ja gleich Bayern-Fan sein.“ Nein, es geht nicht darum, immer auf der sicheren Seite zu sein. Man muss sich ausliefern und auch einmal verlieren können – oder auch mehr als einmal. Ein Blick auf die Ewige Tabelle der Bundesliga ist in dieser Hinsicht ziemlich ernüchternd, nach 40 Jahren nämlich haben nur neun Mannschaften von dreißig überhaupt mehr Spiele gewonnen als verloren.

Und so ist die Schlussfolgerung vielleicht, dass die wirkliche Konstante des Fan-Seins ganz einfach das Fan-Sein selbst ist, dass der Kern der Identifikation mit Verein, Mannschaft, Trainer, Erfolg oder Image auch und vor allem eine Identifikation mit dem ist, was die Fans selbst verkörpern: Liebe, Leid und Treue. Eben das, was bleibt, wie Carina sagt.

Mein Herz schlägt nun mal für den FC, auch wenn sie jetzt wieder in der 2. Liga spielen. Du kannst Sympathien für andere Vereine haben, aber dein Herz kannst du nur einmal verschenken.